This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

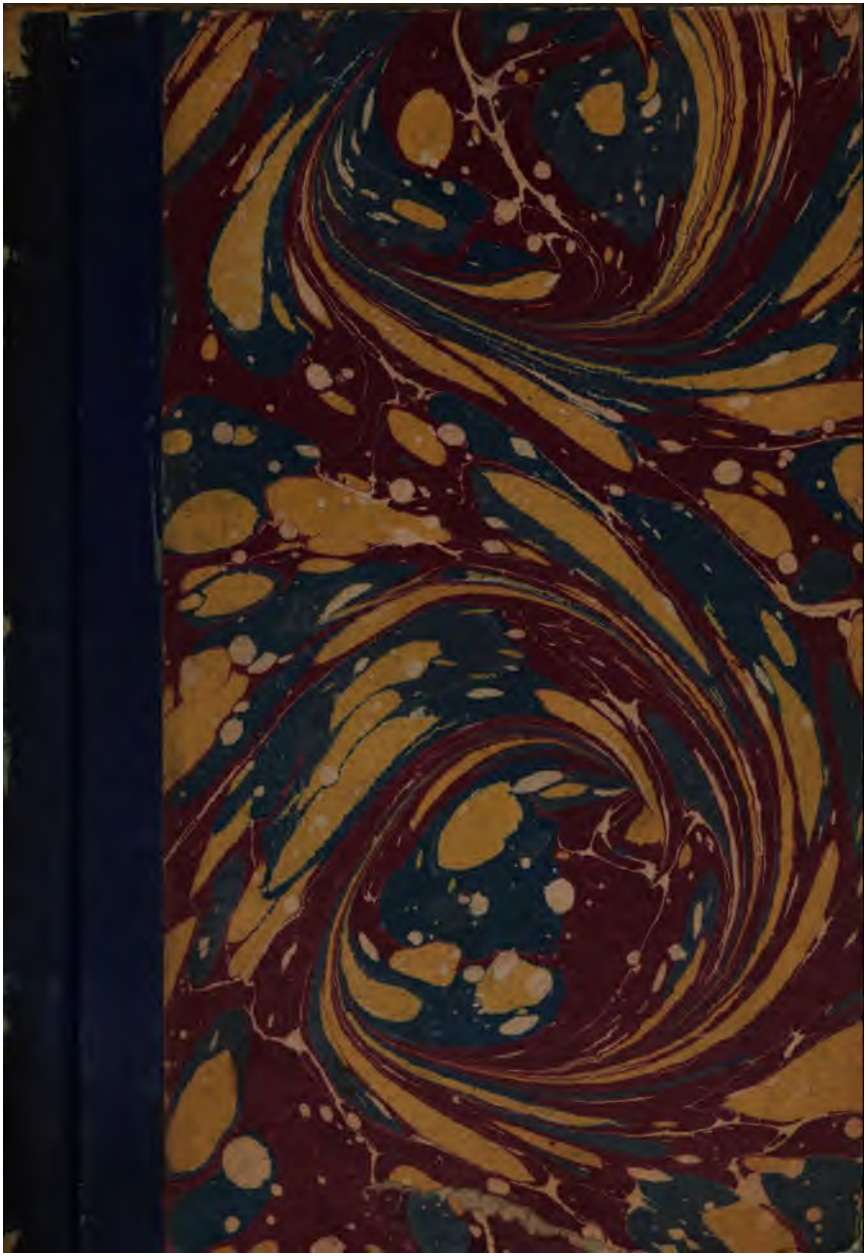
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

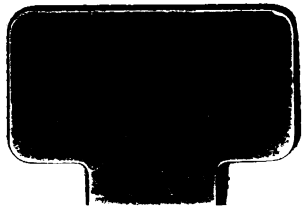
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



600076404R



170.

Liebe, Traum und Teufel.

Drei Vorträge

aus dem Gebiete der

Mythologie, Psychologie und Dämonologie

von

Dr. Julius Landsberger,
Großh. Hess. Landrabbiner.

Darmstadt, 1869.

Hofbuchhandlung von G. Jonghaus.

Liebe, Traum und Teufel.

Drei Vorträge

aus dem Gebiete der

Mythologie, Psychologie und Dämonologie

von

Dr. Julius Landsberger,
Großh. Hess. Landrabbiner.

Darmstadt, 1869.

Hofbuchhandlung von G. Jonghaus.

265. k. 212.

I.

Eros und Psyche.

Vorwort.

Im Winter 1866, 67 und 68 wurden hier von mehreren Männern der Wiſſenſchaft Vorleſungen gehalten, in deren Cyclus die gegenwärtigen eingereiht waren. Die wohlwollende Aufnahme, deren ſich dieſe zu erfreuen gehabt, laſſen mich hoffen, daß ſie eine ſolche auch in weiteren Kreiſen finden werden. Aus dieſem Grunde nehme ich keinen Anſtand, ſie, vielfach an mich gerichteten freundlichen Aufforderungen nachkommend, hiermit der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Es bedarf wol kaum der Erinnerung, daß ſolchen Vorträgen überhaupt nur die Aufgabe geſtellt iſt, die auf den mannichfachen Gebieten des Wiſſens durch die Forſchung bereits erlangten Reſultate in anſprechender Weiſe der gebildeten Welt zuzuführen, die weder Zeit noch Luſt hat, ſich mit außerhalb ihrer Berufsſphäre liegenden Fachſtudien zu befaſſen. So wenig daher der Verfaſſer Anſpruch macht, durch dieſes Schriftchen die Wiſſenſchaft fördern zu wollen, ſo dürfte dennoch der Leſer, namentlich in dem

geſchichtlichen Theile der beiden letzten Vorträge manches Neue finden, das zumeiſt aus den dunklen Schachten des orientaliſchen Schriftthums zu Tage gefördert worden.

Den in den Anmerkungen zu den Vorträgen angegebenen literäriſchen Quellen, die ich benützt, werden hier noch ergänzend beigefügt: Raphael als Menſch und Künſtler von Nagler, Jahns Archäologiſche Beiträge, J. Scherrs Geſchichte der Religion, 3 Bde., Horſts Zauberbibliothek, 6. Bde., Düntzers Erklärung des Fauſt, Soldans Geſchichte der Hexenprozeſſe und Fr. Kinds Anmerkungen zum Freiſchütz.

Darmſtadt im September 1869.

I.

Eros und Psyche.

Im Reiche der Poesie begegnen wir verhältnißmäßig spät, d. h. nachdem bereits das Epos, das lyrische Gedicht und das Drama sich vollständig entwickelt hatten, einer Dichtgattung, die besonders im Laufe des letzten Jahrhunderts die mannichfachste Ausbildung erfahren hat. Aber trotz dieser verhältnißmäßig späten Entwickelung hat sie doch eine so große Anerkennung und Verbreitung gefunden, daß die Erzeugnisse ihres Bodens — namentlich mit Rücksicht auf die lesende Frauenwelt — gewissermaßen „das tägliche Brod des Geistes," genannt zu werden verdienen.

Diese Dichtungsart ist der „Roman."

Wir haben uns hier nicht die Aufgabe gestellt, auf das Wesen des Romans näher einzugehen und eine präcise Begriffserklärung desselben zu geben; wir wollen uns vielmehr nur auf folgende Bemerkungen über ihn beschränken.

Die Bezeichnung „Roman" ist erst im Mittelalter entstanden, nachdem durch die Vermischung der römischen Volkssprache mit den Sprachen der, von

den Römern beſiegten, ſüd- und weſteuropäiſchen Völker ſich das romaniſche Idiom gebildet hatte.

Damals nannte man Alles, was in dieſer Sprache, die ſich auch bei den Höfen Eingang verſchafft hatte, verfaßt wurde, einen Roman. In der Folgezeit jedoch verſtand man unter dieſem Ausdrucke nur eine erdichtete größere Erzählung, in welcher auch der Liebe eine Rolle zugetheilt war.

Obgleich aber dieſes ſpät geborene Kind der menſchlichen Phantaſie erſt im Mittelalter einen beſtimmten Namen erhielt, hatte es dennoch ſchon viele Jahrhunderte vorher zu leben begonnen. Bereits bei dem, durch ſeinen wunderbaren Schönheitsſinn wie durch ſeine harmoniſche Geſammtbildung, ſo ſehr hervorragenden Volke des Alterthums, den Hellenen, hat es Aufnahme gefunden, nachdem es im Orient zur Welt gekommen war.

Freilich kann erſt die griechiſche Literatur des 4. Jahrhunderts n. Ch. einen vollſtändigen Roman aufweiſen, einen Roman, den ſie der Feder des Phöniciers Heliodor aus Emeſa, nachmaligen Biſchofs von Tricca in Theſſalonien, verdankt und welcher den Titel führt „Aethiopika“, Aethiopiſche Geſchichten, von der Liebe der aethiopiſchen Königstochter „Cheraklea“ und des Theſſaloniers „Theages“; indeſſen hatte ſchon 2 Jahrhunderte vorher Lucius aus Patras einen Zauber-

roman geschrieben, der im Laufe der Zeit abhanden gekommen.

Den Stoff dieses Romans, welcher Geschichten von Menschen erzählte, die durch magische Künste in Thiere und andere Wesen verwandelt wurden, hat später der römische Schriftsteller „Apulejus," geboren um 130 n. Chr. zu Medaura in Numidien, einem nordafrikanischen Reiche, selbstständig in einem Romane verarbeitet und mit Ausschmückungen versehen. Dieses sein Werk besteht aus 11 Büchern und führt den Titel: „Verwandlungen oder vom goldenen Esel."*)

Anmerken müssen wir, daß hier das Epitheton „golden" nicht etwa den Stoff, aus welchem der Esel gebildet war, sondern nur die Vortrefflichkeit desselben bezeichnen will. Weil nämlich das Gold das edelste Metall, darum bedienten sich griechische und römische Autoren des Wortes „golden," um den hohen Werth eines Gegenstandes auch im figürlichen Sinne auszudrücken. So nannte man gewisse gnomische Sprüche des Pythagoras „goldene Verse"; so sprach auch Cicero von einem „goldenen Buche" und Apulejus selbst in seinem „goldenen Esel" von einem „goldenen Kinde," um die hohe Schönheit desselben darzustellen.

---

*) Metamorphoseon s. de Asino aureo libri XI.

In gleichem Sinne läßt auch Göthe seinen Mephistophiles jenen allgemein bekannten Ausspruch thun:

„Grau, theuerer Freund, ist alle Theorie
Und grün des Lebens „goldner" Baum"

und ebenso sagen ja auch wir im gewöhnlichen Leben häufig „ein goldner Mensch."

In diesem „goldnen Esel" schildert der Verfasser zwar mit Witz und Laune, aber in sehr unsauberer Weise die Sittenverderbniß und Gebrechen seiner Zeitgenossen. Doch gleichwie die mit Schlamm bedeckte Muschel eine kostbare Perle umfaßt, ebenso enthält auch dieses unsaubere Werk eine anmuthige Episode, eine eingeschobene Erzählung, welche Herder als den zartesten und vielseitigsten Roman charakterisirt*), und von der er behauptet, sie sei das Muster aller griechischen Liebesschicksalsromane und werde auf alle Zeiten hinab ihr schönes Kunstvorbild bleiben.**)

Sie gestatten mir nun wol, hochgeehrte Anwesende, Sie mit dem Inhalte jener Episode näher bekannt zu machen. Ich bitte jedoch im Voraus um Ihre freundliche Nachsicht, wenn es meiner schwachen Kraft nicht gelingen will, Sie durch einen kurzen Auszug des lateinischen Textes zugleich den ganzen eigenthümlichen Zauber

*) Bd. II. Zerstreute Blätter S. 256 ff.

**) Bd. 28. S. 97. Früchte aus den sogenannten goldenen Zeiten.

empfinden zu laſſen, der über die liebliche Erzählung ausgegoſſen iſt.

Vor dem Beginn derſelben will ich noch bemerken, daß ſie der Verfaſſer einer alten Frau in den Mund gelegt, welcher von Räubern eine junge Frau aus edlem Hauſe zur Bewachung übergeben worden. Die letztere hatten die Räuber in der Hoffnung auf reichliches Löſegeld entführt. Um nun der von Schmerz ergriffenen Gefangenen das Leid zu erleichtern und die Zeit zu vertreiben, erzählt ihr die Herbergsmutter der Räuber folgende Geſchichte:

Einſt lebten in einer Stadt ein König und eine Königin, welche drei ſchöne Töchter hatten. Den Liebreiz und die Anmuth der beiden älteſten konnte man indeß, wie ſeltener Art ſie auch waren, mit Worten erſchöpfend ſchildern; doch die glänzende und blendende Schönheit der jüngſten würdig zu beſchreiben, war die menſchliche Sprache zu arm.

Der Ruf davon verbreitete ſich nach den fernſten Ländern, und Scharen Neugieriger eilten herbei, welche beim Anblicke dieſer Königstochter nicht anders meinten, als daß Venus, die Göttin der Schönheit ſelbſt, zu den Sterblichen niedergeſtiegen wäre, oder daß jetzt die Erde, durch den ſchöpferiſchen Einfluß der Geſtirne begünſtigt, gleichwie einſt die blauen Fluthen des Meeres, eine zweite jungfräuliche Venus hervorgebracht hätte.

Dies Gerücht drang überall hin, und Jung und Alt, Vornehm und Gering pilgerten zu der Königstochter, ihr göttliche Verehrung zollend, während die Heiligthümer der Venus vernachlässigt wurden.

Hierüber zürnte die schaumgeborne Göttin und beschloß, sich mit Hilfe ihres Sohnes, des geflügelten Götterknaben Amor, an dem sterblichen Mädchen zu rächen.

Sie führte daher denselben nach der Stadt, in welcher Psyche, — so hieß die jüngste Königstochter, — lebte, und beschwor ihn, bei seiner kindlichen Liebe zu ihr, bei den süßen Wunden, die er durch seine Pfeile schlägt, bei den beseligenden Flammen, die er in den Herzen entzündet, dieses junge Mädchen, das sich vermessen habe, ihr den Preis der Schönheit streitig zu machen, in der heftigsten Leidenschaft für den Niedrigsten und Gemeinsten der Sterblichen entbrennen zu lassen. Auf diese Weise hoffte sie nämlich, Psychen in den Augen der sie verehrenden Welt zu entwürdigen.

Psychens älteste Schwestern wurden indessen von zwei Königen gefreit, während um ihre Hand aus allzugroßer Verehrung für sie Niemand zu werben wagte.

Hierüber grämte sich das Mädchen, und ihr königlicher Vater, der sich vom Zorne der Götter verfolgt glaubte, sandte nach Milet, um das Orakel zu befragen.

Apollo antwortete die dunklen Worte:

„Auf des hochragenden Berges Gipfel ſtell' hin du das Mädchen,
„Feſtlich geſchmückt für das bräutliche Grabesgemach.
„Hoffe nicht einen Eidam ſterblichem Stamme entſproſſen:
„Wüthend und wild iſt er, grauſam wie Otterngezücht,
„Ueber den Aether fliegt er auf Schwingen, bringt Allen Ermattung,
„Lähmt durch Feuer und Schwert jegliches Ding.
„Jupiter ſelbſt erfüllt er mit Furcht, mit Schrecken die Götter,
„Vor ihm ſchauert die Welle, die ſtygiſche Nacht.“ *)

Dieſem Orakelſpruch mußte Folge geleiſtet werden, wie ſchmerzlich ſich auch Alle von ihm ergriffen fühlten. Man traf daher unter Thränen die Anſtalten zu dem räthſelhaften traurigen Vermählungszuge. Das ganze Volk, die Eltern an der Spitze, begleitete dann Pſyche an dem feſtgeſetzten Tage zu dem beſtimmten Berge und begab ſich, nachdem dieſelbe des Berges Gipfel beſtiegen, jammernd nach der Stadt zurück.

Die einſame, weinende Pſyche wurde aber indeſſen von einem milden Zephyr ergriffen, der ſie behutſam in

*) Montis in excelsi scopulo tu siste puellam
Ornatam mundo funeri thalami.
nec speres generum mortali stirpe creatum,
sed saeuum atque ferum uipereumque malum,
qui pinnis uolitans super aethera cuncta fatigat,
flammaque et ferro singula debilitat.
quo tremit ipse Jouis, quo numina terrificantur,
fluminaque horrescunt et Stygiae tenebrae.

ein, unten ſich ausbreitendes, lachendes Thal trug, wo ſie im Schoße eines blumigen Raſens ſanft entſchlief.

Neu geſtärkt erwachte Pſyche und erblickte in geringer Entfernung ein von einer reizenden Landſchaft umrahmtes Schloß, das nicht von Menſchenhand, ſondern durch Kunſt der Götter erbaut zu ſein ſchien. Sie überſchritt anfangs zagend, dann ſicheren Fußes die Schwelle des Hauſes und vor ihren trunkenen Blicken entfaltete ſich die ſeltenſte Pracht. Plötzlich vernahm ſie aus unmittelbarer Nähe, ohne daß ſie ein lebendes Weſen ſah, Stimmen, die ſie als Herrin dieſes Palaſtes begrüßten und ſich ihr als ihre Dienerinnen ankündigten. Auf Anrathen dieſer körperloſen Stimmen ruhte ſie auf einem Ruhebette aus, nahm dann ein Bad und labte ſich nach demſelben an einem der unſterblichen Götter würdigen Mahle, während deſſen die herrlichſten muſikaliſchen Töne an ihr Ohr drangen, ohne daß ihr Auge die Muſiker und Sänger wahrnahm.

Nachdem die Sonne untergegangen, nahte ſich der ihr beſtimmte Gatte, der ſich mit ihr alsbald vermählte, ohne daß ſie, der Dunkelheit wegen, ſein Antlitz zu ſchauen vermochte. Ja ihr Gemahl kündete ihr ſogar an, daß er ſich ihr nie des Tages zeigen werde und warnte ſie, je nach ſeiner Geſtalt und ſeinem Weſen zu forſchen.

Psyche lebte dann lange Zeit hindurch ein beseligendes Stillleben, das ihr bald durch Gewohnheit zum süßesten Bedürfniß wurde.

Inzwischen besuchten Psychens Schwestern, zu denen die Kunde von ihrer jüngsten Schwester scheinbar traurigem Schicksal gedrungen war, ihre Eltern, um sie zu trösten.

Die Nacht vorher warnte Psychen ihr räthselhafter Gatte vor ihren Schwestern, die, wie er ihr mittheilte, jenen Berg besteigen werden, dort ihren vermeintlichen Tod laut zu beklagen.

Psyche beschwor jedoch ihren Gemahl unter heißen Thränen und bei ihrer gegenseitigen Liebe, ihr zu gestatten, daß sie ihre Schwestern durch den Zephyr herabholen lasse und sie freundlich bei sich aufnehme. Ihr Gemahl gab ihren dringenden Bitten nach, zuvor mußte sie ihm aber aufs heiligste betheuern, daß sie den etwaigen Rathschlägen ihrer Schwestern nicht Gehör schenken und nie nach seinem Antlitze und Wesen forschen werde.

Des anderen Tages führte auf ihr Verlangen der luftige Bote ihre klagenden Schwestern ihr zu. Die beiderseitige Freude des Wiedersehens war groß, der Empfang königlich; doch empfanden die Schwestern Neid über Psychens Glück und beschlossen, sie zu verderben. Als sie späterhin ihren Besuch wiederholten und durch die ausweichenden und sich widersprechenden Antworten

ihrer jüngsten Schwester die Ueberzeugung gewannen, der Gatte derselben müsse ein Gott sein, den sie selbst nicht kenne, steigerte sich noch ihr Neid. Aus diesem Grunde spiegelten sie Psychen vor, ihr Gemahl sei eine giftige Schlange, welche allabendlich, wie sie erfahren zu haben vorgaben, in das Schloß schlüpfe und die, wenn der passende Zeitpunkt gekommen, sie verschlingen werde. Zur Bekräftigung ihrer Aussage riefen sie ihr jenen Orakelspruch ins Gedächtniß zurück, der ihr ein „bräutliches Grabesgemach“ und ein Ungeheuer zum Gatten verheißen, das Allen, selbst Göttern, Qualen bereitet.

Die Erinnerung an diesen Götterausspruch, verbunden mit den Warnungen ihres Gemahls, nie nach seiner Gestalt zu forschen, erfüllten Psychens Brust mit Angst und Zweifel; sie bat daher ihre Schwestern mit kindlichem Vertrauen, ihr einen Rath zu ertheilen, wie sie sich von ihrem abscheulichen Ungethüm befreien könne.

Mit boshafter Freude über das Gelingen ihres Planes riethen ihr nun dieselben, sich einen scharfen, zweischneidigen Dolch und eine mit Oel gefüllte Lampe zu verschaffen, den ersteren in ihrem Bette und die letztere hinter dem verhüllenden Vorhang zu verbergen. Wenn dann Abends ihr Gatte fest entschlafen, sollte sie mit Hilfe der brennenden Lampe den passenden Moment ersehen, um ihm rasch das Haupt vom Halse zu trennen.

Nachdem ſich die ſchadenfrohen Schweſtern entfernt, ſchwankte Pſyche lange; es kämpfte in ihr die Furcht vor dem ſchrecklichen Ungeheuer mit der Liebe zu ihrem geheimnißvollen Gatten, die ſchon begonnen, in ihrem Herzen Wurzel zu faſſen. Endlich aber ſiegte die böſe Macht und ließ ſie beſchließen, den verderblichen Rathſchlägen ihrer Schweſtern Folge zu leiſten.

Als daher ihr heimgekehrter Gatte ſein Ruhebett beſtiegen und durch tiefes Athmen ſeinen feſten Schlaf verrieth, ergriff ſie behutſam die verborgen brennende Lampe, zog den Dolch hervor und näherte ſich unhörbaren Schrittes ſeinem Lager. Jetzt hat ſie bereits vorſichtig das Licht ſeinem Antlitz nahe gebracht, ſchaut in daſſelbe und — o freudiger Schreck! — erblickt von allen Ungeheuern das ſüßeſte und lieblichſte. Es iſt Cupido ſelbſt; — Amor, der Gott der Liebe, ruht hier im vollſten Glanze ſeiner Schönheit, — an ſeinen Schultern die zarten, prächtigen Schwingen, die ſich trotz ſeines Schlafes ſanft bewegen, und zu des Bettes Füßen ſein Köcher und ſeine Pfeile, die ſüßen Waffen des mächtigen Gottes.

Vor heftigem Schrecken erbleichte Pſyche, fiel auf ihre Kniee und wollte ſich aus Verzweiflung den Dolch in die eigene Bruſt ſtoßen. Der Stahl entfiel jedoch ihrer bebenden Hand, als ob er ſich ſchämte einen ſolchen Mord zu vollziehen, ein ſo holdes Weſen zu vernichten.

Bald darauf erholte ſich Pſyche von ihrer Angſt, bewunderte die Schönheit ihres Gatten, zog dann neugierig einen Pfeil aus ſeinem Köcher, unterſuchte die Spitze deſſelben und verwundete damit ihre zitternden Finger, ſo daß ſie in heftigſter Leidenſchaft für Cupido entbrannte.

Während ſie ſich nun abermals über ihres Gatten Antlitz beugte, um ſich an ſeinem Anblick noch länger zu weiden, ließ die verrätheriſche Lampe einen Tropfen ſiedenden Oels auf Amors rechte Schulter fallen und brannte ſo den Gott, der Flammen entzündet.

Vom Schmerze ergriffen, ſprang Amor erwachend auf und flog, da er ſein Geheimniß verrathen ſah, ſchweigend davon. Pſyche umfaßte jedoch, als er ſich zum Fluge erhob, mit beiden Händen ſein rechtes Bein und ſchwebte ſo mit ihm himmelan; doch zu den Wolken gekommen, ſank ſie ermüdet auf den Boden zurück.

Amor, der ſeine Gattin noch immer liebte, ließ ſich ſodann auf den Wipfel einer nahe ſtehenden Cypreſſe nieder, von wo er Pſychen zurief: „O du Leichtgläubige! Ungehorſam den Befehlen meiner Mutter, dir eine heftige Leidenſchaft zu dem Niedrigſten der Sterblichen einzuflößen, habe ich dich zur Gattin erkoren. Der treffliche Schütze hat ſich ſelbſt verwundet. Wie oft habe ich dich gewarnt. Deine Schweſtern werden es ſchwer büßen; dich jedoch will ich nur durch meine Flucht beſtrafen.“

Nach dieſen Worten ſchwang er ſich wieder zur Höhe empor, die verzweifelnde Pſyche aber ſtürzte ſich in den nächſten Fluß, deſſen Wellen ſie jedoch — aus Furcht vor Amors Zorn — wieder ſanft ans Ufer warfen.

Der bockfüßige Pan, der gerade auf einem nahen Hügel Rohrpfeifen verſchiedene Melodien entlockte, tröſtete, ermuthigte und ermahnte ſie, ſich vor einem Selbſtmorde zu hüten und ſich den mächtigen Gott durch ſchmeichelndes Betragen zu verſöhnen.

Schweigend brachte ſie dieſem Gotte der Hirten ihre Huldigung dar und ging davon.

Nach langem Umherirren gelangte ſie in die Stadt, in welcher eine ihrer Schweſtern thronte. Zu dieſer begab ſie ſich und erzählte ihr, daß ſie mittels der Lampe entdeckt habe, ihr Gatte ſei Amor ſelbſt; dieſer habe ſie aber zur Strafe für ihren Ungehorſam verſtoßen und beſchloſſen, anſtatt ihrer ſie, — dieſe ihre Schweſter, — zur Gattin zu wählen.

Freudig überraſcht eilte hierauf die Schweſter in ihre Heimath, beſtieg den ihr bekannten Felſen und ſtürzte ſich, in der Hoffnung, der dienſtwillige Zephyr werde ſie wieder ins Thal tragen, ins Meer, zerſchellte jedoch an den Zacken des Felſens.

Ihrer zweiten Schweſter bereitete Pſyche durch das gleiche Märchen daſſelbe Schickſal.

Amor lag indeß im Palaſte ſeiner Mutter an ſeiner Brandwunde danieder und wurde von ihr, die durch einen geſchwätzigen Vogel, eine Möve, ſein Liebesabenteuer erfahren hatte, mit den bitterſten Vorwürfen wegen ſeiner gegen ſie geübten Treuloſigkeit überhäuft. Ceres und Juno, denen ſie zufällig begegnete, wollten aus Rückſicht für Cupido Venus beſänftigen; dieſe beſtand jedoch darauf, für die erlittene Schmach Pſyche geziemend zu beſtrafen und ſie zu dieſem Zwecke aufſuchen zu laſſen.

Dieſe irrte inzwiſchen ruhelos Tag und Nacht umher, um ihren Gatten aufzufinden. Auf ihrer Wanderung trat ſie in Ceres' und Junos Tempel, dieſe hohen Göttinnen demüthig um Schutz und Hilfe anflehend; ſie wieſen ſie jedoch aus Gefälligkeit für Venus zurück. Daher beſchloß Pſyche, ſich freiwillig der Venus zu übergeben; vielleicht, dachte ſie, wird meine, wenn auch ſpäte Reue ihren Zorn beſänftigen, vielleicht auch weilt in ihrem Palaſte der, den ich ſuche.

Da Merkur, der Bote der Götter, auf Venus dringendes Bitten von Jupiter geſandt, bei allen Völkern und an allen Orten der Erde in öffentlichem Ausrufe dem einen ſüßen Lohn der Venus verſprach, welcher eine ihr entflohene Magd, die Königstochter Pſyche, ihm ausliefern oder den gegenwärtigen Aufenthalt derſelben kund thun werde, fühlte ſich Pſyche bewogen, ihren Entſchluß raſch auszuführen.

Sie ſchritt ſonach den Pforten zu, die zu Venus' Palaſte führten; wurde jedoch von einer ihr entgegenlaufenden Dienerin der Göttin, die ſie erkannte, bei den Haaren ergriffen und vor die Herrin geſchleift.

Venus empfing ſie mit den fürchterlichſten Schmähungen und übergab ſie zweien ihrer Dienerinnen, der „Sorge" und der „Trauer", zur Geißelung. Nachdem dieſe vollzogen war, wurde ſie zur Herrin zurückgeführt, die ſie nunmehr mit eigener Hand mißhandelte.

Sodann ließ Venus Waizen, Gerſte, Hirſekörner, Mohnſamen, Erbſen, Linſen und Bohnen herbeiholen, mengte Alles derart unter einander, daß es nur einen Haufen bildete und trug Pſychen auf, bis zum Abende die verſchiedenen Fruchtſorten ſorgſam auszuſondern, aus den gleichartigen Körnern beſondere Haufen zu bilden. Darauf verließ ſie Pſychen, um ſich zu einem Hochzeitsmahle zu begeben.

Pſyche verſank, empört über die Grauſamkeit des Befehls, in dumpfes Schweigen. Da erbarmte ſich eine Ameiſe der Gattin des mächtigen Gottes, rief Myriaden ihrer ländlichen Nachbarinnen herbei, die mit Emſigkeit die verſchiedenen Gattungen ſonderten und Körnchen zu Körnchen in getrennte Haufen legten.*)

*) Die ausführliche Mittheilung der Arbeiten Pſychens rechtfertigt ſich dadurch, daß durch ſie die Quelle kennen gelernt wird, aus welcher unſere Märchenerzähler die gleichen Prüfungen ihrer Heldinnen geſchöpft haben.

Die bei einbrechender Nacht heimkehrende Venus rief, die wunderbar vollendete Arbeit betrachtend, Pſychen zu: „Nichtswürdige, dies haben nicht deine Hände vollbracht, das iſt vielmehr das Werk deſſen, der ſeine Liebe zu deinem und ſeinem Unglücke dir geweiht.“ Hierauf ließ ſie ihr ein Stück Brod zur Nahrung reichen und begab ſich zur Ruhe.

Am anderen Morgen befahl ſie Pſychen, ihrer Magd, ihr einen Flocken goldener Wolle von den Schafen zu bringen, die unbewacht in einem nachbarlichen Gehölze weideten, welches am Ufer eines tiefen Fluſſes lag.

Pſyche eilte mit dem Vorſatze weg, im Fluſſe ihrem Leben, und ſomit auch ihren Leiden, ein Ende zu machen. Als ſie aber ihren Vorſatz ausführen wollte, ermahnte ſie die melodiſche Stimme eines Schilfrohres, des Fluſſes heilige Wellen nicht durch einen Selbſtmord zu entweihen, aber auch den Schafen nicht zu nahen, die, durch der Sonne Gluth mit wildem Muthe erfüllt, mit ihren ſcharfen Hörnern oder durch giftigen Biß ſie tödten würden. „Warte unter jener Platane,“ ſo ſchloß das beſeelte Rohr, „bis die Mittagshitze vorüber und die Schafe, durch die kühlende Fluth milder geworden, ſich zur Ruhe begeben, dann wirſt du an den Zweigen der Bäume, an welchen ſie vorüber geſtreift, der Wolle genug finden.“

Den freundlichen Rath befolgend, brachte Psyche ihrer Herrin eine Menge der seidenen, wie Gold glänzenden Wolle heim.

Venus sagte jedoch bitter lachend: „Treuloser Rath hat dir den Erfolg gesichert; darum gib eine andere Probe deines starken Geistes und deiner Klugheit. Bringe mir von dem Felsen jenes hohen Berges, aus der finsteren Quelle, durch welche der Styx gespeist wird, dies crystallhelle Gefäß mit Wasser gefüllt.“

Die eifrige Psyche entdeckte jedoch, raschen Schrittes auf des Berges Gipfel gelangt, daß sie den steilen Felsen, dessen Schlünden schwarze Wellen entströmten, nicht zu erklimmen vermöge. Hierzu kam noch, daß die Quelle von fürchterlichen Drachen bewacht wurde und das Wasser selbst ihr zurief: „Zurück, fliehe, sonst gehst du zu Grunde.“

In ihrer Noth nahte ihr jedoch auf raschen Schwingen aus Gefälligkeit für Amor Jupiters Adler, nahm das Wassergefäß aus ihren Händen, flog mit ausgebreiteten Fittichen den drohenden Drachen vorüber, füllte die crystallene Flasche und brachte sie Psychen zurück, die sie dankbar der Venus heimtrug.

Unter hölliſchem Lachen reichte ihr nun Venus eine Büchse mit dem Befehle, in die Unterwelt hinabzusteigen und Proserpina zu ersuchen, daß sie in dieser Büchse ein wenig von ihrer Schönheit der Venus sende, da diese

ihre eigene Schönheit während der Pflege ihres kranken Sohnes verbraucht habe.

Psyche erstieg, in der Ueberzeugung, daß es Venus auf ihren Tod abgesehen habe, einen hohen Thurm, um sich von dessen Spitze in die Tiefe zu stürzen. Es sei dies, meinte sie, wohl der kürzeste Weg in die Hölle zu gelangen. Der Thurm selbst jedoch hielt sie hiervon ab und gab ihr den Weg an, der von dem nahen Lacedämonien aus durch eine Höhle zum Orkus führt. Zugleich rieth er ihr, in ihren beiden Händen zwei mit Honig geknetete Gerstenkuchen und in ihrem Munde zwei Geldstücke mitzunehmen. Ferner sprach er zu ihr:

„Wenn du einen guten Theil des Weges zurück-
„gelegt, der zu den Todten führt, wirst du einem
„lahmen, mit Holz beladenen Esel begegnen, dessen Führer
„ebenfalls lahm ist. Dieser wird dich bitten, ihm einige
„herabgefallene Holzstücke aufzulesen; du jedoch gehe
„stillschweigend vorüber. Bald gelangst du dann an den
„Fluß der Abgeschiedenen, welchen Charon, der Fähr-
„mann, bewacht. Auf seine Forderung gib ihm eines
„der beiden Geldstücke; doch laß es ihn mit eigner Hand
„aus deinem Munde nehmen.“

„Ueber den Fluß fahrend, wirst du einen, auf der
„Oberfläche schwimmenden, todten Greis erblicken, der
„dich bitten wird, ihn in deinen Kahn aufzunehmen;
„laß dich jedoch nicht durch dein Mitleid hierzu verleiten.

„Ebenſo wenig laß dich bewegen, einigen alten Spinne-
„rinnen bei ihrer Arbeit zu helfen, die dich darum er-
„ſuchen werden, wenn du den Fluß durchſchifft haben
„und ein wenig fortgeſchritten ſein wirſt.“

„Dies Alles ſind nämlich Fallſtricke, die dir Venus
„gelegt, damit du deinen Händen einen der beiden Kuchen
„entfallen läſſeſt, ohne welche du unrettbar verloren
„wäreſt. Denn Plutos ſtille Gemächer werden von
„dem furchtbaren dreiköpfigen Cerberus bewacht, deſſen
„Zorn du nur durch jene Kuchen zu beſänftigen vermagſt.“

„Proſerpina wird dich in ihrem Palaſte freundlich
„aufnehmen, dir einen ſchwellenden Sitz und ein koſt-
„bares Mahl anbieten, du aber ſetz' dich nur auf die
„Erde und verlange nichts als ein Stück ſchwarzen
„Brodes.“

„Entledige dich dann deines Auftrages, und wenn
„du die gefüllte Büchſe in Empfang genommen, kehre
„auf demſelben Wege zurück, auf dem du gekommen.
„Wirf dem wüthenden Hunde den zweiten Kuchen zu,
„bezahle den geizigen Steuermann mit dem zweiten
„Geldſtücke und haſt du dann den Fluß im Rücken, ſo
„ſchreite muthig weiter, bis dir des Himmels harmoniſche
„Sternenwelt entgegen leuchtet.“

„Vorzüglich nimm dich aber in Acht, daß du die
„Büchſe nicht öffneſt, die den Schatz göttlicher Schönheit
„verbirgt.“

Ohne Säumen wandelte nun Psyche den bezeichneten Pfad und gelangte durch genaue Befolgung des ihr vom Thurme ertheilten Rathes glücklich zur Unterwelt und wieder zurück.

Als sie jedoch des Himmels Licht wieder über ihrem Haupte leuchten sah, bemächtigte sich ihrer eine tollkühne Neugier und der Wunsch, sich ein klein wenig von der göttlichen Schönheit anzueignen, um so ihrem Gatten besser zu gefallen. Sie öffnete daher die Büchse, doch ach, aus derselben quillt ihr ein betäubender Dunst, der wahre stygische Schlaf entgegen, der sich schwer über sie lagert, so daß sie niedersinkt und da liegt, unbeweglich, leblos, eine Leiche.

Jetzt entschlüpft aber der inzwischen genesene Amor dem engen Gewahrsam seiner Mutter und fliegt rasch seiner Geliebten zu Hilfe. Eilig befreit er sie vom Einflusse des Schlafes, den er wieder in die Büchse verschließt, und erweckt sie durch den Stich einer seiner Pfeile.

Darauf spricht er zu ihr: „Zum zweiten Male, Unglückliche, hat dich deine Neugier ins Verderben gestürzt; doch überbringe jetzt schnell meiner Mutter die Büchse, für alles Uebrige will ich selber Sorge tragen.“

Psyche gehorchte, während Amor sich zu Jupiter emporschwang und ihn um seine Vermittelung bat.

Zeus umarmte ihn liebevoll und ließ durch Merkur einen Götterrath berufen, mit der Drohung, daß jeder Nichterscheinende zu einer Strafe von 10,000 Thalern verurtheilt werden würde. Alle Olympier kamen daher und es wurde beschlossen, den flatterhaften Liebesgott, der mit seinen Pfeilen selbst den höchsten der Götter nicht verschone, durch eheliches Band mit Psychen zu vereinen, um ihn zu zähmen und von seinem Muthwillen und seiner Unbeständigkeit zu heilen.

„Du aber betrübe dich nicht“, sprach sodann Jupiter zu der unzufriedenen Venus, „fürchte nicht durch diese Verbindung dein edles Haus zu entwürdigen. Es soll keine Sterbliche sein, die ich deinem Sohne als Gattin zuführe.“

Hierauf befahl er dem Merkur, Psychen in den Himmel zu bringen und reichte der Angekommenen die Götterspeise mit den Worten: „Nimm hin, Psyche, sei unsterblich und mit Amor als Gattin verbunden.“

So empfing Psyche, die, wie der Götterspruch befohlen, einst für das bräutliche Grabesgemach festlich geschmückt wurde, aus der Hand des Zeus den Gatten, nicht sterblichem Stamme entsprossen, der durch Feuer und Schwert, durch Fackel und Pfeile „Allen Ermattung bringt, der auf Schwingen über den Aether fliegt und Jupiter selbst mit Furcht erfüllt, mit Schrecken die Götter.“

Durch ein köſtliches Göttermahl, das Vulkan bereitete, und bei welchem Bacchus Nektarſtröme fließen ließ, die Horen den Götterſaal mit Roſen beſtreuten, die Grazien ihn mit Wohlgerüchen erfüllten und Venus tanzte, wurde die Vermählung gefeiert.

Amors und Pſychens Ehe ward ſpäter durch eine Tochter geſegnet, die den Namen „Voluptas“, Glückſeligkeit, erhielt.

So weit der Roman.

Der Umſtand, meine Hochverehrten, daß Apulejus der jüngſten Königstochter den Namen „Pſyche“ beigelegt, welches Wort in der griechiſchen Sprache bekanntlich „Seele“ bedeutet, hat zu den verſchiedenſten Zeiten viele Denker die Behauptung aufſtellen laſſen, daß der beſprochene Roman eine Allegorie ſei. Nach ihrer Meinung ſoll darin dem Leſer ein philoſophiſcher oder religiöſer Gedanke zur anſchauenden Erkenntniß gebracht werden.

So hat ſchon im 6. Jahrhundert Fulgentius, Biſchof von Karthago, jeder in dieſer Geſchichte auftretenden Perſon, wie jedem darin erzählten Faktum eine gewiſſe Deutung gegeben, welche dahin zielt, das Ganze als eine Darſtellung von der Seele zu bezeichnen, die durch die Begierden nach den Freuden der Erde ſich ſelbſt ihrer göttlichen Hoheit beraubt.

Von dieſen Deutungen will ich nur einige herausheben:

Nach Fulgentius iſt der König und die Königin, — Gott und die Materie, das Land in dem ſie herrſchen, — die Welt, die älteren Schweſtern Pſychens — das Fleiſch und der freie Wille, Cupido — die Begierde, die verborgene Lampe — das im Inneren des Menſchen lodernde Feuer der Leidenſchaft.*)

Andere hingegen wollten darin eine Schilderung von der Vereinigung der Seele mit der Liebe erkennen, welche die Glückſeligkeit zur Folge habe.

Noch Andere aber glauben darin vorzüglich einen Hinweis erblicken zu müſſen, wie die dem Menſchengeſchlechte innewohnende Neugierde die Quelle der Sünde, des phyſiſchen Uebels, des Todes ſei.

Thorlack, ein moderner Gelehrter, behauptet wiederum, die Erzählung wolle eine Apotheoſe der vertrauensvollen ehelichen Liebe und Treue bezwecken. Hierbei betont er ſcharf, daß gerade eine alte, alſo eine erfahrene Frau dieſe Geſchichte einem jungen, alſo noch unerfahrenen Eheweibe erzählt und daß Pſyche

*) Fulgentius mythol. III. 6: De Psychi et Cupidine.

ſich ein wenig Schönheit aus der Büchſe aneignen will, um ihrem Gemahle beſſer zu gefallen.*)

Ohne einer dieſer Deutungen ihre wohlbegründete Berechtigung abſprechen zu wollen, glauben wir indeß in dieſer poetiſchen Darſtellung noch eine andere religiöſe Idee finden zu dürfen, ſobald wir folgende Momente ins Auge gefaßt haben.

Der römiſche Amor iſt bekanntlich nichts Anderes als der griechiſche Eros. Nach den älteren Vorſtellungen der Griechen war aber Eros der älteſte der Götter, das Princip der Weltbildung, die aus dem Weltei hervorgegangene Gottheit, ja gewiſſermaßen Zeus ſelbſt, wenn dieſer richtig aufgefaßt wurde.**)

Erſt ſpäter verſtand man unter Eros auch den jüngſten der Götter, den mit Fackel, Bogen und Pfeilen bewaffneten Götterknaben.

Pauſanias nennt in ſeiner Theogonie***) jenen — den himmliſchen Eros, der vor allen anderen Göttern ohne Eltern, durch ſich ſelbſt geworden, und die Menſchen antreibt, die Schönheit der Seele zu

*) Thorlacius fab. de Psyche et Cupidine. Kopenhagen 1801. opp. I. pag. 372.

**) Vgl. Welckers Mythologie I. 332: „Eine Gloſſe bei Heſychius: *Ἔρρος ὁ Ζεύς* ſcheint ſagen zu wollen, wenn ihr Zeus richtig auffaßt, ſo habt ihr in ihm euren Eros!“

***) IX 27. vgl. Cic. d. nat. deorum III. 23.

ſuchen und ſich in der Tugend zu vervollkommnen; dieſen aber den gemeinen Eros, der den Menſchen anſpornt, den flüchtigen Reiz des Körpers zu lieben, das iſt der ſchalkhafte Sohn der Venus-Aphrodite.

Ferner iſt zu merken, daß ſchon im Geiſte alter Culturvölker der Gedanke tief wurzelte, der Menſch könne die höchſte Gottheit nicht mit ſeinen fleiſchlichen Augen ſchauen.

Die Bibel lehrt dies ausdrücklich in den Worten, welche ſie Gott an Moſes richten läßt:

„Mich ſchauet der Menſch nicht ſo lange er lebt“, und „du wirſt nur meine Rückſeite ſehen, aber mein „Antlitz kann nicht geſchaut werden.“ *)

Die griechiſche Mythologie ertheilt dieſelbe Lehre auf draſtiſchere Weiſe in dem bekannten Mythos von Jupiter und Semele. Wir haben hierbei nur nöthig an Schillers Worte zu erinnern, die er im Geiſte der Griechen, Juno mit Bezug auf Zeus ſprechen läßt:

„Freſſendes Feuer ſeine ſchmachtenden Blicke,
„Seine Küſſe Zermalmung, Gewitterſturm
„Seine Umarmung dir! — Menſchliche Leiber
„Mögen nicht ertragen die Gegenwart
„Deß, der die Donner wirft!“ **) —

*) 2. B. Moſ. 33, 20. 23.

**) Semele Scene I.

Nun mochte aber ein griechiſcher Mythos vorhanden geweſen ſein, welcher die Vereinigung des himmliſchen Eros mit der Pſyche, der menſchlichen Seele, zum Gegenſtande hatte.

Apulejus, der nach Annahme der meiſten Gelehrten die Bauſteine zu ſeinem Romane aus ihm bekannten griechiſchen Mythen zuſammengetragen, wählte nun jene Sage von der Vereinigung des Eros und der Pſyche als Vorwurf für ſeine Erzählung. Hierbei ſetzte er jedoch an die Stelle des himmliſchen Eros — den gemeinen Eros, weil ſich dieſer mehr für die gefällige Form eines Romans eignete und zu mannichfachen intereſſanten Motiven und Situationen, wie zu zierlichen geiſtigen Arabesken Gelegenheit bot.

Betrachten wir demnach den mit Pſychen verbundenen Eros als den mächtigen Urgott, ſo können der Erzählung folgende Ideen zu Grunde liegen:

Die menſchliche Seele vermag während ihres irdiſchen Lebens Gottes Antlitz, ſein eigentliches Weſen, nicht zu ſchauen. Darum ſoll ſie denn auch auf Erden nicht nach den letzten Gründen der Dinge forſchen, ſelbſt wenn die beiden Schweſtern der Seele, die Begierde und die Zweifelſucht, ſie zu dieſer Forſchung antreiben. Denn wenn ſie den Rathſchlägen ihrer Schweſtern ein geneigtes

Ohr leiht und mit der in ihr verborgenen Lampe des Geiſtes der Gottheit ins Antlitz leuchtet, läuft ſie Gefahr, ihren Gott ganz und gar zu verlieren. Er entſchwindet ihr, und erſt wenn ſie von Sorge und Trauer, den Dienerinnen der Venus, gegeißelt worden und des Lebens — Geduld, Muth und Klugheit erfordernde, — mühevolle Arbeit vollbracht, der Erde Leiden überſtanden, wird ſie, wie Pſyche von Amor, dem Liebesgotte, alſo vom Gotte der Liebe aus dem Todesſchlafe, welcher den ſie bergenden Leib befallen, erweckt und in den Himmel gebracht. Dort reicht ihr Gott die Nektarſchale der Unſterblichkeit, vermählt ſich mit ihr, und aus dieſer Vermählung erwächſt ihr die „Voluptas“, die ewige Glückſeligkeit.

Wir dürfen uns indeß nicht wundern, ſolche theoſophiſche oder theologiſche Wahrheiten aus dem Munde eines heidniſchen Schriftſtellers zu vernehmen, denn Apulejus war, wie ſeine übrigen Schriften bekunden, mit den philoſophiſchen Syſtemen der Alten wohl vertraut und in die Myſterien, in die Geheimlehren damals vorhandener religiöſer Brüderſchaften eingeweiht. Ja, er hatte die vorgeſchriebenen Weihen jener

Geheimlehren vollständig erhalten und preist dieselben in seinen Metamorphosen als heilbringend.

Die Geweihten dieser Brüderschaften waren aber Inhaber einer höheren Weisheit, die auf eine Uroffenbarung Gottes an die ersten Menschen, oder auf eine indische oder ägyptische Urweisheit, ja nach Manchen sogar auf die Offenbarung des alten Testamentes zurückzuführen ist.

Zur Zeit des Apulejus war der Glaube an das griechische Götterwesen in den Herzen der Völker bereits aufs Tiefste erschüttert. Der aufgeklärte Geist spürte damals einen monotheistischen Zug in sich und sehnte sich nach einem höheren geistigen Glauben.

Hierfür zeugen mehrere Stellen im Romane selbst, in welchem der Verfasser manchen ironischen Pfeil auf die Unsterblichen des Olymps abschießt. So z. B. der Ausruf des Merkur auf Erden, die Androhung der Geldstrafe für den Gott, der nicht im Götterrathe erscheinen würde.

Jene geheimen Genossenschaften, die gewiß auch bereits manche Ideen des Judenthums und Christenthums in sich aufgenommen, welches letztere damals schon anderthalb Jahrhunderte bestanden und unter den Heiden viele Anhänger gefunden hatte, strebten daher dem weniger denkfähigen Manne einen gewissen religiösen Halt zu

verleihen, ihn ſittlich zu heben und ihm über die dunklen Punkte des Jenſeits Beruhigung zu verſchaffen.

Einen Beitrag hierzu wollte nun Apulejus in Amor oder Eros und Pſyche liefern, indem er in der anziehenden, damals ſo ſehr beliebten Form eines allegoriſchen Romans dem denkenden Geiſte eine Fülle erhabener, religiöſer Gedanken zuführte und ihm vielleicht auf dieſe Weiſe die myſtiſchen Lehren der religiöſen Brüderſchaft erſchloß, deren Mitglied er ſelber war.

Ich kann meinen Vortrag nicht ſchließen, ohne noch zu erwähnen, daß Apulejus' Eros und Pſyche nicht nur manch denkenden Kopf angeſpornt, den tieferen Sinn dieſes Romans zu ergründen, ſondern auch manche bildende Hand in Bewegung geſetzt hat, um ſeinen Inhalt für das beſchauende Auge durch Pinſel und Meißel künſtleriſch zu geſtalten.

Der drängenden Zeit wegen will ich von allen Malern, welche Momente aus unſerm Romane als Vorwürfe für ihre Kunſt gewählt, nur denjenigen nennen, von dem Leſſing in ſeiner Emilia Galotti behauptet, er wäre das größte maleriſche Genie geweſen, auch wenn er unglücklicher Weiſe ohne Hände geboren worden wäre.

Ich meine Raphael.

In der kleinen römiſchen Villa, die ſeitdem ſie der Cardinal Alexander Farneſe*) gekauft, die Farneſina

*) 1589 geſt. 96 Jahre alt.

genannt wird, malte er nämlich in enger Anſchließung an den lateiniſchen Text die märchenhafte Liebes- und Lebensgeſchichte der Prinzeſſin Pſyche in einer bedeutenden Anzahl von Compoſitionen, in denen „Anmuth und Liebreiz um den Vorrang ſtreiten.“

An der einen Hauptdecke der Farneſina, zur rechten Hand am Eingange in den Saal, erblickt man die Götterverſammlung, vor welcher Amor, ſeiner Mutter Venus gegenüber, ſeine Rechtsſache führt. Die auf der einen Stelle ſichtbaren Göttinnen Juno, Pallas und Diana ſcheinen ſich auf Cupidos Seite zu neigen. Außerdem befindet ſich auf dieſer Decke Merkur, Pſychen die Schale der Unſterblichkeit reichend.

Die andere Decke zeigt das Göttermahl oder den Hochzeitsſchmaus, der Amors und Pſychens Vermählung zu Ehren gegeben ward. Das neuverbundene Ehepaar ſitzt hier in der Mitte des Tiſches, verſunken im Entzücken, ſich nach ſo vielen überſtandenen Gefahren wieder zu beſitzen. Unter anderen Figuren bemerkt man da Vulkan als Koch, Bacchus als Kellermeiſter, die lieblichen Horen Blumen ſtreuend, die Grazien das Haupt der Neuvermählten ſalbend, und Venus zu Ehren des feſtlichen Tages tanzend.

Außerdem enthalten noch zehn, in den Zwickeln zwiſchen den Fenſtern befindliche Gemälde Scenen aus unſerem Romane, von denen das erſte Venus darſtellt, ihrem

Sohne Pſychen zeigend und ihn beſchwörend, Rache für ſie zu nehmen. Amor bereitet ſich dazu vor, mit ſeinem Pfeile auf Pſychen zielend. Doch erblickt man dieſe ſelbſt nicht, was von Kunſtkennern getadelt wird. Das letzte dieſer zehn Bilder ſtellt Merkur vor, wie er Pſychen in den Olymp führt.

Als das ſchönſte Gemälde der Gallerie betrachtet man allgemein das zweite der zehn Abbildungen, welches zwei Grazien darſtellt, denen Amor ſeine Geliebte zeigt, die aber auch hier unſichtbar iſt.

Der Bologneſer Schneider und nachherige berühmte Maler Hannibal Carracci hat dieſes Gemälde copirt.

Dieſe Fresken, durch welche ſich Raphaels Ruhm weithin verbreitete, ſollen jedoch großentheils nur von Raphaels Gehilfen ausgeführt ſein. Seine Meiſterhand, vermuthet man, habe nur an einigen Stellen nachgeholfen, nachdem er die Cartons zu dem Ganzen geliefert hatte.

Vor mehreren Decennien fand ſich in Florenz ein Oelgemälde vor, welches den erſten Theil unſres Romans darſtellt, und das von vielen Kunſtkennern ebenfalls Raphael zugeſchrieben wird.

Ebenſo wird eine Darſtellung der Geſchichte der Pſyche in 32 Zeichnungen als Raphaels Werk betrachtet.

Dieſe Zeichnungen beginnen mit der Abbildung der Herbergsmutter der Räuber, wie ſie der gefangenen jungen Ehefrau die Geſchichte von Amor und Pſyche erzählt, und

ſchließen mit der Vermählung des getrennt geweſenen Paares.

Dieſe Compoſitionen werden jedoch von einigen Kunſtkennern nicht als Raphaeliſche Entwürfe bezeichnet; ſie ſollen vielmehr dem niederländiſchen Hiſtorienmaler Coxcis ihr Daſein verdanken, einem jüngeren Zeitgenoſſen Raphaels, der denſelben fleißig ſtudirt hatte.

Nach Coxcis*) ſtach Auguſt von Venedig 32 Blätter aus der Fabel Amor und Pſyche. Außerdem dienten ſie auch als Muſter zu einer Reihe von Glasmalereien.

Uns zur plaſtiſchen Kunſt wendend, wollen wir zunächſt bemerken, daß mehrere in verſchiedenen Kunſtkabinetten befindliche Gemmen des Alterthums Scenen aus Apulejus' Romane aufweiſen.

Manche Gelehrte wollten hieraus ſchließen, daß jener Roman älter als ihr Verfaſſer ſei, und dieſer demnach den ganzen Stoff vorgefunden habe. Es iſt indeß nicht mit Beſtimmtheit nachzuweiſen, daß jene geſchnittenen Steine nicht aus einer jüngeren, als der Apulejiſchen Zeit ſtammen.

Ebenſo wenig kann man das höhere Alter der Apulejiſchen Erzählung aus einer Marmorgruppe folgern, in welcher in der zarteſten, geiſtvollſten Erfindung und der vollendetſten Ausführung Eros und Pſyche, ſich zärtlich

*) Geſt. 95 Jahre alt im Jahre 1592.

umarmend, gemeißelt ſind. Mit inniger Sehnſucht halten ſie ſich umſchlungen und ſtreben, ſich in einem Kuſſe zu vereinigen.

Denn obgleich dieſe Gruppe eines unbekannten Künſtlers muthmaßlich zur Zeit des bucoliſchen Dichters Theocrit*), alſo um 296 v. Chr., und nach Anſicht Einiger ſogar ſchon im Zeitalter des Praxiteles, alſo 364 v. Chr. entſtanden iſt; ſo läßt dies doch nur vorausſetzen, daß der Gedanke der Verbindung der Seele mit Eros, oder mit der Liebe, bereits einer früheren Epoche angehört, nicht aber zugleich, daß in jener Zeit der Geſammtſtoff des beſprochenen Romanes bekannt geweſen.

In dieſer Gruppe wird, wie in vielen anderen Kunſtwerken, Pſyche als junges Mädchen mit Schmetterlingsflügeln dargeſtellt; häufig begegnen wir jedoch ihrer Vorſtellung durch einen bloßen Schmetterling. So beiſpielsweiſe in einem Relief eines Capito-

*) Conze Dissertatio: De Psyches Imaginibus quibusdam, Berol. 1855, p. 11. Er ſtützt ſeine Behauptung auf den Nachweis, daß in der, den theocritiſchen Hirtengedichten vorausgegangenen, griechiſchen Literatur die Liebe und Freundſchaft nicht durch den Kuß auf den Mund, ſondern durch den auf die Hand, das Knie, den Kopf, die Schultern und die Augen gefeiert werden. Da nun, ſchließt er, nach Anſicht der Gelehrten, die bildende Kunſt mit der Poeſie Hand in Hand gehe, ſo dürfte der Bildhauer nicht einem Liebeszeichen Ausdruck gegeben haben, das nicht ſchon der Dichter als ſolches ſanctionirt hatte.

liniſchen Sarkophags. Auf demſelben bemerkt man unter vielen anderen Figuren Prometheus ſitzend, neben ſich einen Korb mit Thon. Er hält ein ſoeben vollendetes Menſchenbild auf den Knieen, welchem die neben ihm ſtehende Minerva einen Schmetterling, die belebende Pſyche, aufs Haupt ſetzt.

Ebenſo wird Eros in ſeiner Knabengeſtalt abgebildet, einen Schmetterling mit einem Netze oder einer Leimruthe fangend, oder auf dem Rücken ſeiner Hand haltend.

Der Gedanke, daß die Liebe der Seele auch Qualen bereite, gab den Künſtlern Veranlaſſung, auch einen quälenden Eros zu bilden. So erblickt man ihn häufig mit einer brennenden Fackel bewaffnet, deren Flamme ein Schmetterling zufliegt, ſeine Flügel daran verſengend.

Zu dieſer Abbildung führte wol die Beobachtung, daß die Nachtfalter dem Lichte zufliegen und an ihm ſich verbrennen.

Der Grund aber, warum die Griechen die Schmetterlingsflügel und den Schmetterling als Symbol der Seele gewählt haben, iſt folgender:

Das griechiſche Wort „Pſyche“ bedeutet ebenſo wol Seele als Schmetterling. Da nun die Griechen bereits geglaubt haben, daß des Menſchen Seele ſich von dem ſterbenden menſchlichen Leibe trenne, um ſich zum Himmel emporzuſchwingen, ſo war es ganz natürlich,

Psyche, die Seele, bildlich zu bezeichnen durch Psyche, den Schmetterling, der sich aus Raupe und Puppe, also gleich jener aus einem todten Leibe, entfaltet, um ebenfalls nach der Höhe zu schweben.

Diese Darstellungsweise konnte sich jedoch bei den Griechen erst in der Zeit bilden, in welcher bei ihnen eine reinere Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele allgemeines Eigenthum der Geister geworden war, was wol erst längere Zeit nach Sokrates und Plato der Fall gewesen.

In einer früheren Epoche lebte bei den Hellenen der Glaube, daß die erkennbaren Schatten der Abgeschiedenen in den Hades gelangen. Darum bildeten sie zu jener Zeit die Seele nicht in der Gestalt eines zarten, mit Schmetterlingsflügeln geschmückten Mädchens oder eines bloßen Schmetterlings. Sie stellten sie vielmehr als eine kleine Figur dar, mitunter gerüstet und gekleidet, wie der Verstorbene im Leben war, oft auch mit Flügeln versehen, jedoch nicht mit Schmetterlingsflügeln. Die kleine Gestalt sollte bezeichnen, daß es nicht mehr der wirkliche, thatkräftige Mensch sei, sondern nur sein Schatten, und die Flügel charakterisirten die luftige Natur der Gestalt.*)

*) Vgl. Plut. „de sera numinis vindicta" Cap. 22 pag. 365 f.: wo Thespesius aus Soli erzählt, er habe die Seelen der Sterbenden in menschlicher Gestalt nur in verkleinertem Maaße gesehen. . . . „ἐκβαίνειν τύπον ἐχούσας ἀνθρωποειδῆ, τὸν δ'ὄγκον ἀϋσταλεῖς.',

Die ſo dargeſtellten Schattenbilder nannten aber die Griechen nicht Pſyche, ſondern ſchlechtweg „eidolon“, Bild, Schattenbild.

Ueber Eros' oder Amors künſtleriſche Darſtellung gibt uns die griechiſche Götterlehre folgende Auskunft: „Eros“, erzählt ſie, „wuchs nach ſeiner Geburt „nicht. Seine darüber beunruhigte Mutter Aphro„dite frug die Themis, die damals noch das Orakel „zu Delphi hatte, um Rath. Dieſe gab ihr den „Aufſchluß, Eros bedürfe, um zu wachſen, eines „Anteros, d. h. eines Gegeneros, mit dem er „Umgang pflege. Hierauf ſchenkte ihm Venus einen „Bruder, einen Anteros, und die Brüder liebten „ſich gegenſeitig und wuchſen, wurden aber nie groß, „behielten immer Knabengeſtalt.“ *)

Dieſer Mythus will allerdings zunächſt erklären, daß die Liebe, „Eros“, nur gedeihen, wachſen könne, wenn ſie „Anteros“, Gegenliebe, findet; zugleich belehrt er uns aber, warum die Künſtler den Liebesgott immer nur als Knaben abbilden. Freilich wird hier nur ein äußerer Grund dafür angegeben; die Sage ſelbſt iſt jedoch nur die durchſichtige Schale eines gediegenen Kerns, in ihr liegt ein tieferer Gedanke verborgen.

Die pſychologiſchen Motive nämlich für die Knabengeſtalt des Eros ſind augenſcheinlich einerſeits der Cha-

*) Vgl. Themistius Or. XXIV p. 367.

rakter der Schalkhaftigkeit und des knabenhaften Muthwillens, welchen die Liebe häufig annimmt, andererseits aber das Streben des Menschen den Gegenstand seiner Liebe wie ein Kind zu hätscheln, zu verwöhnen.

Hierzu kommt noch, daß die Liebe nicht die Frucht des kalt überlegenden Verstandes, des mannbaren Denkens ist, sondern die Eingebung des warm empfindenden Herzens, des naiven, kindlichen Fühlens: „Sie kommt und sie ist da."

Darum zeigen uns die Künstler den Eros in Knabengestalt selbst da, wo er mit Psyche verbunden erscheint; sie überragt ihn allenthalben an Größe.

So stellte ihn auch in neuerer Zeit Canova in einer Marmorgruppe von Amor und Psyche dar. Psyche hält da einen Schmetterling mit zarten Fingern bei den Flügeln und setzt ihn in die offene Hand, welche der Knabe Amor ihr hinreicht.

Von demselben Künstler besitzen wir indeß noch ein anderes trefflich ausgeführtes Kunstwerk, das uns Amor und Psyche in einer der interessantesten Situationen vors Auge führt, die uns Apulejus in seinem Romane schildert.

Wir erblicken hier Psychen auf einem Hügel liegend in dem Augenblicke, da sie vom stygischen Schlafe umfangen worden. Amor, der herbei geschwebt, beugt sich voll Zärtlichkeit schützend über sie; sie hebt noch schlafend

ihr Haupt, und ihre zurückgeworfenen Arme ergreifen voll Innigkeit den sie erweckenden Geliebten, den sie für sich verloren glaubte. Auf dem Hügel erblickt man auch die offene Büchse.

In dieser Gruppe aber zeigt sich uns Amor nicht wie gewöhnlich, in knabenhaftem Wuchse, sondern in großer, prächtiger Jünglingsgestalt.

Diese Auffassung stimmt allerdings mit Apulejus' Erzählung nicht überein; denn in derselben wirft die gegen Amors Vermählung mit Psyche sich sträubende Venus unter Anderem ihrem Sohne vor, daß er noch Knabe sei und schon an die Wahl einer Gattin denken wolle. Canovas Darstellung harmonirt aber, wenn auch nicht mit dem Wortlaute, so doch mit dem Geiste des Romans und ihr dürften die Worte als Rechtfertigung dienen, welche Göthe in seinem Tasso*) der Gräfin Leonore in den Mund gelegt:

„Die Liebe zeigt in dieser holden Schule
„Sich nicht wie sonst, als ein verwöhntes Kind;
„Es ist der Jüngling, der mit Psychen sich
„Vermählte, der im Rath der Götter Sitz
„Und Stimme hat . . . . . ."

*) 1. Act, 1. Scene.

II.

Der Traum.

Die Entwickelung alles Seins beruht auf dem Gegensatze, und so kommt auch das menschliche Leben, körperlich wie geistig, nur durch Hilfe von Gegensätzen zur gedeihlichen Entfaltung.

Aus den Gegensätzen, welche das menschliche Leben bedingen, heben wir hier nur Wachen und Schlafen heraus, ohne deren abwechselndes Eintreten unser Ich nicht zu seiner naturgemäßen Ausbildung gelangen könnte, ja ohne deren alternirendes Wirken unsere sämmtlichen Kräfte allmählich versiegen und gar rasch ihrem Auflösungsprozesse entgegenschreiten würden.

Wenn aber auch mit den Zuständen des Wachens und Schlafens die Begriffe von Thätigkeit und Ruhe unzertrennlich verbunden sind, so wären wir doch in einem Irrthum befangen, wenn wir glaubten, die unser Leben vermittelnden Organe seien während unsers Schlafes einer völligen Unthätigkeit anheimgegeben, trügen lediglich durch das Ausruhen von ihrer, während unsers Wachens verrichteten Arbeit zur Erhaltung und Kräftigung unsers Selbstes bei.

Wird die Erde von den Armen des Winterſchlafes umfangen, ſo gewahrt allerdings das menſchliche Auge unmittelbar auf ihr nirgends Leben und Bewegung; aber dennoch arbeiten in ihrem Inneren die Kräfte der Natur ununterbrochen fort. Die Erde ernährt da mit ihren Säften die in ihrem Schoße wurzelnden Pflanzen, und bereitet ſie auf geheimnißvolle Weiſe für die Zeit vor, in welcher ſie buntgeſchmückt in die Welt der Erſcheinungen treten ſollen.

Ebenſo verhält es ſich mit dem Menſchen. Obgleich er im Schlafe als ein Bild der Ruhe erſcheint, weder einen Eindruck von der Außenwelt empfängt, noch eine Veränderung in ſie hineinträgt, ſind ſeine Kräfte dennoch nicht müßig.

Die Thätigkeit der Funktionen, die der Ernährung dienen, dauert in ihm fort, die ganze Maſchinerie des pflanzlichen Lebens, der Blutumlauf, das Athmen, die Verdauung, bleibt in Bewegung, und die Organe, welche bisher anderweitig zu ſehr beſchäftigt waren, um für die eigene Kräftigung ſorgen zu können, wie das Gehirn, die Nerven und die angeſtrengten Muskeln, holen nunmehr das Verſäumte nach.

Doch nicht nur phyſiſch, körperlich, ſondern auch pſychiſch, geiſtig, arbeitet der Menſch im Schlafe. Wir befreien da unſern Geiſt von den unbedeutenderen Eindrücken des wachen Lebens, während wir die bedeutenderen,

mächtigeren, ihm um so tiefer einprägen, und sammeln uns innerlich, indem wir in unser Selbst zurückgezogen leben.

Die Kräfte indessen, welche beim schlafenden Menschen, wenn auch nicht vollständig feiern, so doch in ihrer Thätigkeit die höchste Beschränkung erleiden, sind die der Empfindung und des Willens. Beide haben nämlich ihren Ursprung in dem Theile des menschlichen Körpers, den wir als die Werkstätte unserer Gedanken, als den eigentlichen, leiblichen Träger unserer Seele bezeichnen, im Gehirn. In demselben haben wir physisch die Quelle zu erblicken, aus welcher unser Empfinden und Wollen ihre Nahrung schöpfen, das Triebrad, das beide in Bewegung setzt. Das Gehirn ist aber zugleich das Organ, in welchem durch das zeitweilige Einstellen seiner Thätigkeit sich der Prozeß des Schlafens vollzieht, und von wo aus der Schlaf unsere Sinnesorgane in Fesseln schlägt.

Daß aber die Gehirnthätigkeit und folglich auch die von ihr abhängende Aeußerung des Willens und der Empfindung, im Schlafe nicht ganz aufhören, geht schon daraus hervor, daß wir uns selbst im tiefsten Schlafe unbewußt aus einer unbequemen Lage in eine bequeme bringen, daß ferner unsere Sinne einen starken Schall, einen außerordentlichen Lichtstrahl dunkel empfinden,

oder gar durch dieſelben zu neuer Thätigkeit angeregt, d. h. geweckt werden.

Einen andern Beweis dafür liefern jene Bilder, die uns in dunkler Nacht zu umgaukeln pflegen, jene Geſtalten, die uns dann unſere Phantaſie vorzaubert, jene wunderbare Welt, die ſich zuweilen aufbaut vor unſerm geiſtigen Auge, wenn unſer leibliches ſich zur ſüßen Ruhe geſchloſſen: die Bilder, die Geſtalten, die Welt des Traumes.

Es iſt wol Niemand in dieſer hohen Verſammlung, der jene Bilder und Geſtalten nicht ſchon wahrgenommen, Niemand, der nicht ſchon in jener Zauberwelt des Traumes geweilt und aus ihr Erinnerungen mitgebracht hätte ins wache Leben.

Zu dieſer Vorausſetzung berechtigt der Umſtand, daß ſelbſt Säuglinge*), wie dies ihre eigenthümlichen Mundbewegungen im Schlafe bekunden, von Traumbildern umſchwebt werden, wodurch der Traum ſo innig verwebt mit der menſchlichen Natur erſcheint, daß mit Beſtimmtheit behauptet werden darf, es gibt keinen Menſchen, der nie geträumt hätte.

---

*) Ariſtoteles behauptet dagegen in ſeiner Schrift: „Ueber die Träume“ III. gegen Ende, daß Kinder nicht träumen, ... „οὐδὲ τοῖς παιδίοις γίνεται ἐνύπνιον“ und ferner: Ἤδη δέ τισι συμβέβηκεν ὥστε μηδὲν ἐνύπνιον ἑωρακέναι κατὰ τὸν βίον. Σπάνιον μὲν ὢν τὸ τοιοῦτόν ἐστι συμβαίνει δ' ὅμως. Es kommt aber bei Manchen vor,

Freilich wird erzählt, Leſſing habe nie geträumt. Dieſe Erzählung iſt jedoch nur als Märchen zu betrachten, gedichtet, um zu zeigen, daß dieſer große Gedankenmeiſter mehr als Menſch war; im Grunde aber wäre er durch ein völliges, d. h. traumloſes Schlafen ſeines Geiſtes im Schlafen, gleichwie nach der Behauptung Dajas, Recha durch „das Schlafen ihres Geiſtes im Wachen weniger als Thier“ geweſen. Denn auch Thiere träumen, wie aus dem Wiederkäuen des Rindes, aus dem Ohrenſpitzen des Pferdes, aus den Fußbewegungen und dem leiſen Anſchlagen des Jagdhundes im Schlafe mit Recht geſchloſſen wird.

Da aber alle Menſchen träumen, ſo intereſſirt es natürlich auch Jedermann zu erfahren, woher die Träume kommen.

Ehe ich jedoch zu dem Verſuche ſchreite, dieſe Frage zu beantworten, geſtatten Sie mir, meine Hochverehrten, die Bemerkung, daß ich mir nur die Aufgabe ſtelle, den Traum im engſten Sinne des Wortes zu beleuchten. Ich ſchließe nämlich wegen des engen Zeitrahmens, in welchen ich meinen Vortrag ſpannen muß, die Abarten und krankhaften Auswüchſe des Traumes, wie das Sprechen im Schlafe, den Somnambulismus, die Viſionen,

---

daß ſie im ganzen Leben Nichts träumen; dies iſt allerdings ſelten, aber doch bisweilen der Fall.

von meiner Beſprechung aus. Meine Frage: „Woher kommen die Träume?“ gilt alſo nur den Traumerſcheinungen, welche den geſunden, im Schlafe ruhenden Menſchen bisweilen umflattern.

I.

Legen wir dieſe Frage den Phyſiologen vor, ſo erwidern ſie uns: „Traumerſcheinungen treten immer nur dann bei uns ein, wenn unſer Schlaf durch innere oder äußere Einflüſſe eine Störung erleidet“, ſo daß wir demnach im tiefen Schlafe niemals träumen.

Als innere Einflüſſe bezeichnen ſie das vegetative Leben, den Blutumlauf, das Athmen, die Verdauung. Sind dieſe nicht im normalen Zuſtande; iſt z. B. der Blutumlauf durch den Genuß von geiſtigen Getränken erhöht, die Verdauung durch eine ſchwere Speiſe geſtört, das Athmen durch eine unbequeme Lage behindert, ſo erzeugt dies in uns eine Unbehaglichkeit, durch welche unſere Gehirnthätigkeit angeregt wird. Dieſe Erregung aber theilt ſich dann auch unſeren Sinnesnerven derart mit, daß wir Sinneserſcheinungen haben, wie wir ſie im wachen Zuſtande wahrzunehmen gewöhnt ſind.

Dieſelbe Wirkung bringen auch äußere Urſachen hervor, z. B. ein Lichtſtrahl, der zu unſerm Auge, ein Schall, der zu unſerm Ohre dringt, der Stoß an einen harten Gegenſtand, in deſſen Folge wir einen Schmerz

empfinden, wenn der Strahl, der Schall, der Stoß nicht mächtig genug ſind, uns ganz und gar ins wache Leben zurück zu rufen.

So richtig aber dieſe Erklärung auch ſein mag, zeigt ſie uns dennoch nur den Schlüſſel, der uns die Traumwelt eröffnet, die Pforte, durch welche wir in dieſelbe einziehen, die Art und Weiſe, wie der Traum entſteht. Hiermit iſt aber unſere Wißbegierde noch keineswegs befriedigt; wir verlangen mindeſtens ebenſo ſehr, belehrt zu werden, wie die Traumwelt ſelbſt ſich aufbaut, woher ſie ſich das Material zu ihren Geſtaltungen verſchafft, aus welcher Quelle der Traum ſeinen Inhalt ſchöpft.

Um aber hierüber Aufſchluß zu erhalten, müſſen wir uns mit unſerer Frage, woher die Träume kommen, nicht an die Phyſiologen, ſondern an die Pſychologen wenden.

Da begegnen wir denn auf dem Gebiete der Pſychologie einem jetzt noch lebenden hervorragenden Denker*) — und zwar einem ſolchen, der nicht den modernen, ſogenannten materialiſtiſchen Standpunkt einnimmt, ſondern in ſeinem Herzen noch den guten alten Glauben an eine mit dem menſchlichen Leibe verbundene göttliche Seele trägt — welcher, der phyſiologiſchen Anſicht entgegen,

*) Folgende Lehre über den Traum trug, wie der Verfaſſer ſich von ſeiner Univerſitätszeit her erinnert, Herr Profeſſor Braniß in Breslau in ſeinem Collegium über Pſychologie vor.

die Lehre aufſtellt, daß der ſchlafende Menſch immer träume.

Die Seele, meint er, ſpinne im Schlafe die Gedankenfäden fort, welche ſie im wachen Zuſtande begonnen, oder reproducire früher Geſehenes, Gehörtes, Gedachtes ebenſo wie im Wachen, mit dem Unterſchiede nur, daß es im letzteren Zuſtande auf geregelte Weiſe, in erſterem aber regellos geſchieht. Regellos, weil da der Phantaſie freier Spielraum gegönnt iſt, während ihr ſonſt die Denkkraft Zügel anlegt. Wenn jedoch der Menſch beim Erwachen häufig nicht nur ſeine Träume vergeſſen, ſondern ſich überhaupt nicht erinnert, geträumt zu haben, ſo trägt ſein tiefer Schlaf die Schuld. Nur die Träume denkt er, welche im Augenblicke des allmählichen Erwachens — alſo zumeiſt in den Morgenſtunden — den Heerd ſeiner Empfindungen umgaukelten. Und ob er da auch oft glaube, recht lange geträumt zu haben, und ob er ſich da auch ſage: „Ich habe eine ganze Begebenheit geträumt, zuerſt kam das, dann das u. ſ. w. und ſchade, gerade bei dieſem Punkte der Begebenheit erwachte ich“; ſo hat er dennoch alle dieſe Bilder auf ein Mal im Momente ſeines Erwachens geſchaut, und er erwachte nicht gerade, wie er an dieſen Punkt der Begebenheit gelangt war, ſondern erinnert ſich ſeines Traumes überhaupt nur, weil er erwacht iſt.

Denn im Traume ſtehen, nach der Behauptung jenes Denkers, alle Bilder zugleich vor unſerm geiſtigen Auge, wie etwa in einem Magazine alle Verkaufsgegenſtände zu gleicher Zeit vor unſerm körperlichen Auge ausgebreitet liegen, und wir ordnen jene Bilder erſt wachend der Reihenfolge nach, weil wir im wachen Leben eine Begebenheit nur in einer beſtimmten Reihenfolge wahrzunehmen gewöhnt ſind.

Dieſer Theorie des Traumes können wir freilich ſchon aus dem Grunde nicht ganz beipflichten, weil wir derſelben zufolge doch an jedem Morgen mit der Erinnerung an den Traum aufwachen müßten, der uns unmittelbar vorher umſchwebte. Empfehlenswerth ſcheint indeſſen die Hypotheſe, daß die Traumbilder alle zu gleicher Zeit im Augenblicke des Erwachens unſerm Geiſte vorſchweben. Anerkannt iſt es wenigſtens, daß ſie mit Blitzesſchnelle an uns vorüberziehen, ſo daß ein Traum mit noch ſo vieler Abwechſelung nur ſehr kurze Zeit währt, wie lange er uns auch vorkommen mag. Dafür legen Viele Zeugniß ab, die durch einen nahen Piſtolenſchuß aus ihrem Schlafe geweckt worden. Im Augenblicke des Erwachens durchlebten ſie eine ganze Begebenheit, ſtellten ſich ihrem inneren Auge die mannichfaltigſten Scenen einer großen Schlacht dar, die mit einem Schuſſe endigten.*)

*) A. Bernſtein, Aus d. Reiche d. Naturw. Bd. 9. S. 19.

Außerdem läßt es sich durchaus nicht leugnen, daß unsere Seele im Schlafe häufig das reproducire, was sie am Tage vorher oder auch in früheren Tagen gesehen, gehört oder gedacht, und namentlich woran sie ihre Thätigkeit anhaltend geübt hat.

Solche Reproductionen sind dem Nachklange berührter Saiten oder einer verklungenen Melodie zu vergleichen. Rührt auch unsere Hand nicht mehr das Saitenspiel, so hallen die Töne, die wir ihm entlockt, dennoch summend nach, oder die vernommene Melodie schwebt noch unserm Ohre vor, wenn sich auch bereits die Tonwellen beruhigt haben.

Vorzüglich aber wird von unserer Seele im Schlafe das reproducirt, was im Wachen weniger unsere Vernunft, als unsere Phantasie lange Zeit beschäftigt hat. Die fesselose Einbildungskraft ergreift dann zuweilen ihren Zauberpinsel und malt das, was sie am Tage, vom vernünftigen Denken gezähmt, nur als schwache Schattenrisse entworfen, in der Nacht mit bunten Tinten zu vollen Traumbildern aus.

So behauptet auch ein gegen das Ende des 2. Jahrhunderts lebender Gelehrte des Morgenlandes:*) „Der Traum zeigt dem Menschen nur seine eigenen Gedanken.“ Diese Behauptung stützt er merkwürdiger Weise auf die

*) Thalmud Tract. Berachoth 55b.

Worte, welche einſt der Prophet Daniel an Babylons König, Nebukadnezar, gerichtet, ihm jenen berühmten Traum erzählend und deutend, den der gewaltige Eroberer geträumt und vergeſſen hatte.

Dieſe Worte lauten:

„Dein Traum und was dein Geiſt geſchaut, kam „daher. Dich, o König, beſchäftigten deine Ge„danken auf deinem Lager, was denn wol nach „dieſem, d. h. in ſpäterer Zeit, ſein werde, und „der Offenbarer der Geheimniſſe hat dich wiſſen „laſſen, was da ſein wird. Mir aber . . . . . „iſt das Geheimniß geoffenbaret worden, daß ich „den König die Deutung wiſſen laſſe, und du deines „Herzens Gedanken erführeſt.“

Aus den Schlußworten „und du deines Herzens Gedanken erführeſt“, folgert nun jener Gelehrte, der König habe durch ſeinen Traum nur die Gedanken ſeines Herzens erfahren.

Betrachten Sie indeß, meine Hochverehrten, dieſe Folgerung nicht als eine ſophiſtiſche, nur auf Wortklauberei beruhende; jener Gelehrte benützte den Buchſtaben der heiligen Schrift ſicherlich nur, um nachzuweiſen, daß ſeine Erklärung nicht im Widerſpruche mit der Bibel ſtehe. Zu dieſer Erklärung ſelbſt aber beſtimmten ihn pſychologiſche Gründe. Denn die aus Körpertheilen von verſchiedenen edlen und unedlen Metallen zuſammengeſetzte

Traumgeſtalt Nebukadnezars, von welcher ein Fuß aus Thon gebildet war, den ein dahinrollender Stein zerſchmetterte, ſo, daß der ganze Koloß zuſammenbrach, ſollte ja — von einzelnen Zügen abgeſehen — nur verſchiedene aufeinander folgende Reiche andeuten, von denen immer das eine das ihm vorangehende zerſtören würde bis auch das letzte in Trümmer fiele.

Und konnte ſich der kriegeriſche König, der ſelbſt ſo viele Throne geſtürzt, ſo viele Völker unterjocht hatte, ſeine eigene Frage, „was wird nach dieſem ſein“, anders beantworten? Mußte er nicht, den Lauf der Geſchichte in ſeinem Geiſte erwägend, dem Gedanken Raum geben, daß alle irdiſche Herrſchaft auf ſchwachen Füßen ruhe, die nur eines geringen äußeren Anſtoßes bedürfen, um zerſchmettert zu werden?

Uebrigens rechtfertigen auch die bekannten Träume Jakobs und Joſephs den Satz: „Der Traum zeigt dem Menſchen nur ſeine eigenen Gedanken.“ Denn die Jakobsleiter iſt augenſcheinlich nur der bildliche Ausdruck deſſen, was des Patriarchen Geiſt bewegte, als er ſich bei einbrechender Nacht in wilder einſamer Gegend fand. Die Angſt, die ihn hier unwillkürlich beſchleichen mußte, konnte nur durch den Gedanken verſcheucht werden, daß die Erde mit dem Himmel, wie durch eine Leiter verbunden ſei, auf deren Sproſſen die ſchützenden Engel auf-

und niederſteigen, oder mit anderen Worten, daß eine göttliche Vorſehung über dem Menſchen wache und walte.

Joſephs Träume aber von ſeiner künftigen Macht und Herrſchergröße bezeichnet die Bibel ſelbſt als Spiegelbilder ſeiner eigenen Gedanken durch die Worte: „Er erzählte den Traum ſeinem Vater, da gab ihm ſein Vater einen Verweis und ſprach: Sollen wir wol kommen ..... uns vor dir zu bücken?“ Weshalb aber einen Verweis für einen nächtlichen Traum, wenn ihn Jakob ſelbſt nicht als ſymboliſche Darſtellung der Tagesträumerei oder der Jugendträume des von ihm ſtets bevorzugten Joſeph betrachtet hätte?

Den eclatanteſten Beweis für die Richtigkeit der Behauptung jenes orientaliſchen Gelehrten liefert uns jedoch die Mittheilung von einem Traume des um 250 n. Chr. lebenden Perſerkönigs Sapor I.

Sapor, ſo wird erzählt,*) ſprach einſt zu einem an ſeinem Hofe verkehrenden Weiſen: „Man hat mir deine Weisheit ſo ſehr gerühmt, thue mir denn kund, was ich in der kommenden Nacht träumen werde?“ — „Du wirſt dich im Traume,“ erwiderte ihm der Weiſe, „als den Gefangenen der Römer erblicken, auf einer goldenen Handmühle Dattelkörner mahlend.“ Dieſer Gedanke, oder beſſer: dieſes Bild beſchäftigte den König den Tag über

*) Thalmud a. a. O. 56a.

ſo ſehr, daß es ihn in der That auch im Traume umflatterte.

Doch nicht nur das, womit ſich unſer Geiſt am Tage anhaltend beſchäftigt, ſondern auch das, was in unſerm Herzen verborgen ruht, bildet den Stoff, aus welchem der Traum ſeine Geſtalten formt. Denn die Träume wurzeln in unſerm Ich, entfalten ſich aus demjenigen, was, wenn auch nur als ſchlummender Keim, in uns ſelber liegt, ſo daß ſich das nicht zum Traume geſtalten kann, was nicht in unſerm geiſtigen Weſen einen Boden gefunden.*)

Wir hegen bisweilen Wünſche, Hoffnungen, Befürchtungen, Gefühle des Haſſes, des Neides und Mißtrauens, die wir ſelbſt nicht auszuſprechen, ja uns nicht einmal klar zu machen wagen. Während des hellen geſchäftigen Tages ruhen ſie in den Winkeln unſers Herzens, wie in Gräbern, die ſie in der Dunkelheit und Stille der Nacht verlaſſen, um uns als Schattengeſtalten, als flüchtige Traumerſcheinungen zu umflattern.

Aus dieſem Grunde dürfen wir den Traum nicht ſelten als Spiegel für das innere Weſen des Menſchen, als Verräther der Geheimniſſe ſeines Herzens betrachten und von ihm, wie Schiller vom Weine behaupten: „Er erfindet nichts, er ſchwatzt nur aus.“

*) Darum behauptet auch ein morgenländiſcher Weiſe mit Recht, dem Menſchen erſcheine im Traume weder ein goldener Baum, noch ein Elephant, der durch ein Nadelöhr geht. Thalm. a. a. O. 55 b.

Träumten wir beiſpielsweiſe, wir hätten uns in irgend einer Verlegenheit an einen Freund mit der Bitte um Beiſtand gewandt, wären aber von ihm ſchnöde zurückgewieſen worden, ſo wäre dies allerdings nicht ein Beweis, daß er einer ſolchen Treuloſigkeit fähig wäre, aber doch, daß, vielleicht in einer geheimen Falte unſers Herzens, Mißtrauen gegen ſeine Freundſchaft, gegen die Opferwilligkeit derſelben, wohnt, kurz, daß wir ihn einer ſolchen Treuloſigkeit für fähig halten. Erzählte uns ferner Jemand, er hätte ſich im Traume als Beſitzer eines theueren Gutes erblickt, ſo dürften wir daraus ſchließen, daß er es zu erlangen trachte, oder uns mindeſtens den Beſitz deſſelben neide.

Das mochte wol auch das Motiv ſein, das einſt einen morgenländiſchen Tyrannen verleitete, ſeinen treueſten Diener hinrichten zu laſſen, als dieſer ihm mittheilte, daß er ſich im Traume auf des Sultans Throne ſah. Oder ſollte jener Herrſcher durch dieſe echt orientaliſche Grauſamkeit vielleicht der von ihm gefürchteten Erfüllung des Traumes haben vorbeugen wollen? — Leicht möglich! denn der Glaube an ſogenannte divinatoriſche Träume wurzelte zu allen Zeiten und bei allen Völkern gar tief ſelbſt in den gebildetſten Schichten der Geſellſchaft, ja findet noch heut zu Tage gar viele warme Anhänger.

II.

Divinatoriſche [abgeleitet von dem lateiniſchen Worte divinus, göttlich] d. h. göttliche oder wahrſagende Träume nennt man bekanntlich ſolche, die dem Schlafenden ein ihm noch unbekanntes Ereigniß der Gegenwart oder der Zukunft enthüllen. Derartige Träume bezeichnet man entweder als einfache oder als ſymboliſche. Einfach ſind ſie, wenn die Traumerſcheinungen gleichſam als die reflectirten Bilder der Wirklichkeit uns umſchweben, das ſich Zutragende in ſeiner nackten Geſtalt vor unſere Seele führend; ſymboliſch aber, wenn ſie die Begebenheit in fremder Gewandung, in dunkler räthſelhafter Weiſe in Scene treten laſſen, wenn nicht redende Perſonen darin erſcheinen, ſondern der Gegenſtand der Offenbarung in einem Geſichte, einer bildlichen Anſchauung dargeſtellt wird.

Im letzteren Falle bedürfen ſie der Deutung oder Auslegung.

Um Ihnen ein Beiſpiel der erſten Art vorzulegen, erlauben Sie mir, Sie an jenen Traum zu erinnern, der im Alterthum nicht geringes Aufſehen erregt haben ſoll, und von dem uns Cicero in ſeiner Schrift „Ueber die Weiſſagung“ *) Mittheilung macht.

Zwei Arkadier, erzählt er bekanntlich, kamen auf einer

*) De divinatione I, 27.

gemeinſchaftlichen Reiſe nach Megara. Der Eine kehrte bei einem Gaſtfreunde, der andere bei einem Gaſtwirthe ein. Nach eingenommener Mahlzeit hatte ſich der Erſtere zur Ruhe begeben. Ungefähr um die Mitternachtſtunde wurde er jedoch durch einen Traum aus ſeinem Schlafe geweckt. Es erſchien ihm nämlich ſein Freund, ihn um Hilfe bittend, da der Gaſthausbeſitzer ihn ermorden wolle. Im erſten Augenblicke wollte er raſch des Freundes Bitte erfüllen; bald aber ſagte er ſich: „Es iſt ja doch nur ein Traum“ und entſchlief wieder. Doch jetzt trat abermals ſein Freund im Traume zu ihm, machte ihm Vorwürfe, daß er es verabſäumt habe, ſeinen Mord zu verhüten, und bat ihn, denſelben wenigſtens zu rächen, mit dem Zuſatze, ſein Leichnam werde auf einem mit Dünger beladenen Wagen bei Thoreseröffnung zur Stadt hinausgefahren werden. Durch dieſen Traum bewogen, fand ſich der Arkadier bei Tagesanbruch am Thore ein, erblickte den bezeichneten Wagen, durchſuchte ihn und fand in der That den ermordeten Freund.

Für die zweite Gattung führe ich als Beiſpiel jenen Traum des Perſerkönigs Cyrus an, in welchem er die Sonne zu ſeinen Füßen erblickt, und drei Male vergebens nach ihr gegriffen haben ſoll, weil ſie immer davon rollte. Dieſen Traum ſollen die Ausleger dahin gedeutet haben, daß er drei Male zehn Jahre regieren werde.

Die Wiſſenſchaft indeß, die alles Myſteriöſe, alles Dunkle mit ſkeptiſchen Augen anſieht, betrachtet die divinatoriſchen Träume als Utopien und den Glauben an ſie als einen höchſt ſchädlichen Aberglauben.

Woher ſollte auch das Divinatoriſche des Traumes kommen? ſollte uns durch ihn eine höhere Macht Warnungen oder Rathſchläge ertheilen wollen? Wie unſicher wäre dann das Mittel, das ſie hierzu wählte, da ja ſo viele Menſchen „Träume“ nur für „Schäume“ halten, und bei ſolchen der beabſichtigte Zweck ganz verfehlt würde. Schlimmer verhielte es ſich noch, wenn der warnende oder rathende Traum ein ſymboliſcher wäre; denn hier kommt es ja nicht nur auf die Gläubigkeit des Träumenden, ſondern zugleich auch auf die richtige Deutung an. Würde ſie nicht gefunden, ſo wäre ja der ganze Traum nutzlos und ſomit das Ziel durchaus nicht erreicht, das ſich jene höhere Macht geſteckt hätte.*)

Befremden müßte es außerdem, daß man nie durch divinatoriſche Träume wiſſenſchaftliche Probleme gelöſt, gemeinnützige Erfindungen gemacht, oder Welttheile entdeckt hat.**) Haben Träume die Kraft Geheimniſſe zu enthüllen, warum ſollten ſie nur Ereigniſſe des alltäglichen Lebens dem Geiſte vorführen, warum nicht auch den Menſchen zu Entdeckungen leiten, zu denen er bisher

*) Vgl. Cic. a. a. O. II, 60.

**) Vgl. A. Bernſtein a. a. O. S. 14.

nur auf dem mühsamen Wege gründlicher Forschung gelangt ist?

Wenn uns jedoch die Geschichte viele merkwürdige Träume aufbewahrt hat, so sind dieselben entweder nach den eingetretenen Ereignissen von phantasiereichen Köpfen erdichtet worden, oder sie verdankten ihren Ursprung gewissen Hoffnungen oder Befürchtungen, die in der Brust des Träumenden, vielleicht ihm selbst unbewußt, schlummerten.

Wie sehr sich aber auch unsere Vernunft gegen den Glauben an divinatorische Träume sträubt, so haben ihn doch zu allen Zeiten und in allen Nationen erleuchtete Geister getheilt. Ja die hervorragendsten Philosophen des klassischen Alterthums, Plato*) und Aristoteles, bezweifelten durchaus nicht die Divinationskraft der Träume. Plato stellt sogar die Behauptung auf, daß die Traumbilder, welche den Menschen nach einem mäßigen Genusse gesunder Nahrung umschweben, immer die Wahrheit verkünden.**)

Im klassischen Alterthum steht überhaupt der divinatorische Traum in gleichem Ansehen mit dem Orakel und anderen Wahrsagemitteln und im engsten Zusammenhange mit der Religion und Poesie, mit der Philosophie und

*) Vgl. Kriton pag. 44. Cic. a. a. O. I, 25. Plutarch: vita Dionis c. 22.
**) Politeia 9, 571. Vgl. Cic. a. a. O. I, 29.

Geſchichte, ja mit dem ganzen öffentlichen und privatlichen Leben des Volkes.

In der durch eine naive, kindliche Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe charakteriſirten homeriſchen Epoche, in welcher dem allgemeinen Glauben zufolge, die Götter mit dem Menſchen unmittelbar verkehrten, hielt man einen Traum für eine directe wirkliche Offenbarung der oberſten Gottheit.

Der Grieche hatte ſich damals noch keinen beſonderen Traumgott gebildet; dieſen geſtaltete er ſich erſt in einer ſpäteren Zeit, in welcher man in einem Tempel des Aesculap neben der Bildſäule des Schlafes, die des Traumes aufſtellte.*) In der älteren Zeit ſandte Zeus oder eine andere Gottheit dem Schlafenden die Träume, in den Scheinkörper irgend einer lebenden oder verſtorbenen Perſon gehüllt.**)

Bisweilen erſcheint auch ein Gott ſelbſt in eigner oder menſchlicher Geſtalt an der Lagerſtätte, um dem darauf Ruhenden das mitzutheilen, was er erfahren ſoll.***) Doch werden die Mittheilungen immer in klaren, nackten Worten d. h. ohne ſymboliſche Verhüllung gemacht.

Es ſind jedoch nicht ſtets wahre Träume, welche die olympiſche Gottheit als Boten den Sterblichen ſendet; es

*) Paus. II, 10.
**) Ilias. I, 63. Odyss. IV, 796. Il. XXIII, 65.
***) Od. VI, 20.

sind vielmehr auch häufig falsche, die den Schlafenden unter Vorspiegelung eines günstigen Erfolges zu irgend einer Handlung veranlassen sollen.*)

Falsche wie wahre Träume werden von Homer auch als Kinder des Schattenreiches bezeichnet, die durch zwei verschiedene, am Eingange der Unterwelt befindliche Pforten zu den Sterblichen ziehen. Die Pforte, durch welche die täuschenden kommen, ist aus Elfenbein, die andere, durch welche die wahren heraustreten, aus Horn gebaut.**)

Wie bekannt, verdankt diese sonderbare Vorstellung wahrscheinlich dem Umstande ihren Ursprung, daß das Elfenbein undurchsichtig, das Horn aber durchsichtig ist, oder beruht lediglich auf einem Wortspiele, weil im Griechischen Elfenbein „elephas" mit dem Worte „täuschen" „elephairestai" und Horn „keras" mit dem Worte „verwirklichen" „kerainein," gleichen Klang hat.

Nachhomerische Dichter der Hellenen nennen die Träume Kinder der Nacht und Brüder des Schlafes und des Todes, oder auch Kinder der Erde, sie als Genien mit schwarzen Fittigen schildernd. Ovid***) gibt die Zahl dieser Kinder auf Tausend an, die im Palaste ihres Vaters, des Schlafes, im Lande der Kimmerier

*) Il. II, Anf.
**) Od. XIX, 562 ff.
***) Metam. XI, 633 ff.

um denſelben herumgelagert ſind; doch nur drei von ihnen bezeichnet er mit Namen. Dies ſind: Morpheus, der die Menſchen, Icelos oder Phobetor, der die Thiere und Vögel, und Phantaſus der die lebloſen Gegenſtände im Traume nachbildet. Morpheus wird von einem griechiſchen Schriftſteller als luftige Geſtalt geſchildert, gekleidet in ein ſchwarzes Gewand, über welches ein kurzes weißes niederfällt, und in der Hand ein Horn tragend, ein Symbol der auszuſchüttenden Träume.

Im ſpäteren Alterthum, als die kindliche Anſchauung durch die Sonnenſtrahlen des männlichen Denkens geſchmolzen war und ein philoſophiſcher Geiſt ſich der Griechen bemächtigt hatte, der ſie nach der Frucht vom Baume der Erkenntniß lüſtern machte, ſuchte man den divinatoriſchen Charakter des Traumes durch philoſophiſche Gründe zu motiviren.

Die Bande der Leiblichkeit, welche die Seele umfangen, behauptete man da, ſeien im Schlafe weit gelockerter; die Seele werde da nicht durch die Bedürfniſſe des Körpers zur Erde niedergezogen, und eben ſo wenig vom Geräuſche des geſchäftigen Tages an ihrer inneren Sammlung behindert. Hierdurch aber ſchärfe ſich die Sehkraft der Seele, habe ſie ſelbſt für das Göttliche eine größere Empfänglichkeit und ſei um ſo befähigter das Geheimnißvolle zu erſpähen.*)

*) Vgl. Aristot. de divin. per somnum I. u. II.

Von beſonderer Bedeutung erſchienen den Griechen im höheren, wie im ſpäteren Alterthume, und ebenſo noch anderen Völkern des Morgen- und Abendlandes, die Träume, welche den Schlafenden gegen Morgen umgaukelten.*) Gegen Morgen hat nämlich der Körper bereits die nothwendige Erholung und Kräftigung im Schlafe gefunden, das Band, welches die Seele an die Außenwelt knüpft, wird, ſo zu ſagen, allmählich ſtrammer, die Thätigkeit der Sinne kehrt nach und nach zurück, ſo daß die Träume von einem helleren Bewußtſein begleitet werden. Außerdem aber ſind die Eindrücke des früheren Tages bereits mehr abgeſchwächt, ſo daß die Träume nicht mehr als Spiegelungen der Tagesbilder und Tagesgedanken betrachtet werden können. Hierzu kommt noch, daß die Seele des Morgens am reinſten und klarſten iſt und ſomit auch am empfänglichſten für neue, ungewöhnliche Aufſchlüſſe, für divinatoriſche Enthüllungen.

Welche Wichtigkeit das ſpätere Alterthum den Träumen beilegte, lehren zur Genüge die ſogenannten Incubationen. Griechen und Römer begaben ſich nämlich in gewiſſe Tempel, um darin durch Träume die untrüglichen Offenbarungen der Gottheit zu vernehmen. In ähnlicher Weiſe legte ſich, einer geſchichtlichen Notiz zufolge, ein Volk in Afrika auf die Gräber der Väter, um im Schlafe

*) Od. IV, 841.

zuverläſſige Ausſprüche oder Rathſchläge der Vorfahren zu erhalten.

In jene Tempel wurden auch Kranke gebracht, denen die Götter im Traume unfehlbare Mittel verkündeten, welche ſie von ihren Uebeln befreiten.

Zu ſolchen göttlichen Träumen bedurfte es jedoch der Vorbereitung durch Faſten, Beten, Genuß von Feigen und Opferung eines Widders, auf deſſen abgezogenem Felle der den Traum Erwartende, in unmittelbarer Nähe der Götterbilder, liegen mußte.

Von den verſchiedenen Tempeln, welche zu ſolchen Incubationen dienten, hebe ich hier nur den des Amphiaraus hervor. Er befand ſich nicht weit von Oropos, einer Grenzſtadt zwiſchen Attica und Böotien, und durfte nur von den Thebanern nicht benützt werden. Den Bewohnern Thebens ſoll nämlich Amphiaraus die Wahl geſtellt haben, ihn entweder als Wahrſager oder als Bundesgenoſſen anzunehmen. Sie entſchieden ſich für das letztere und konnten daher in ſeinem Tempel keine wahrſagenden Träume erwarten.*)

Derjenige, welcher von den Göttern ein Traumorakel verlangte, hatte indeß nicht nöthig, ſich ſelbſt in dem Tempel einzufinden; er konnte auch einen Stellvertreter dahin ſenden.

---

*) Herod. VIII, 134.

So erzählt Plutarch,*) Mardonius habe vor der Schlacht bei Platäa einen Lydier in den Tempel des Amphiaraus gesandt, um den Erfolg seines Kriegeszugs zu erfahren. Diesem Abgesandten nun sei es im Traume vorgekommen, als ob der Priester des Tempels ihn aus demselben wiese, und als er sich weigerte, diesem Befehle Folge zu leisten, habe ihm der Priester einen Stein an die Stirn geworfen, in Folge dessen er gestorben wäre. Mardonius wurde dann in der That im Schlachtgewühle von dem Spartaner Arimnestos durch einen Steinwurf am Kopfe verwundet, sank vom Pferde und verlor im Getümmel das Leben.

Einen anderen Beweis für die Bedeutung, welche das Alterthum, namentlich die Römer, dem Traume vindicirten, liefert die Anordnung, daß die Träume, welche der Fürst oder viele Bürger zugleich über Staatsangelegenheiten hatten, am Morgen durch den Präco d. i. den öffentlichen Ausrufer, zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden mußte.

Die symbolischen Träume wurden bei den Griechen von Sehern ausgelegt, denen die Gottheit die Deutung der ihnen vorgelegten Träume wiederum im Traume offenbarte, oder auch von willkürlichen Traumdeutern. Gewisse Volksstämme genossen wegen ihrer hervorragenden Traumdeuterkunst eines besonderen Rufes.

*) Aristides XIX.

Bei den Römern befaßten ſich die öffentlichen Weisſager, Haruſpicen, und Leute von niederer Bildung oder alte Weiber mit der Auslegung von Träumen. In Rom lebten auch jüdiſche Traumdeuter, die ſich eines beſonderen Vertrauens zu erfreuen gehabt zu haben ſcheinen, ſo daß ſich dort die vornehme Damenwelt von bettelnden Frauen dieſes Völkerſtammes gern die Träume deuten ließ.*)

Sehr einträglich dürfte übrigens dieſe Beſchäftigung weder bei Griechen noch bei Römern geweſen ſein; denn Plutarch berichtet im Namen des Demetrius Phalereus, es habe ſich im Orte Jaccheum Lyſimachus, ein Tochterſohn des großen Ariſtides, wegen allzugroßer Dürftigkeit ſein Leben damit gefriſtet, daß er aus einer traumdeuteriſchen Tafel**) — wahrſcheinlich gleich unſeren Traumbüchern — den Leuten die Träume ausgelegt, und fügt hinzu, daß Demetrius der Mutter, alſo der Tochter des Ariſtides, und der Schweſter dieſes Lyſimachus eine Unterſtützung von täglich 2 Obolen, ungefähr 8—9 kr., aus der Staatskaſſe — gewiſſermaßen als Nationalbank — ausgewirkt habe. Ebenſo berichtet Juvenal in ſeiner 6. Satyre, daß die jüdiſchen Traumdeuter für weniges Geld ihre Kunſt geübt haben.***)

*) Juv. Sat. VI, 542 ff.

**) Aristid. XXVII. . . ἐκ πινακίου τινὸς ἀνακομιστικοῦ.

***) . . . . . aere minuto
Qualiacumque voles Judaei somnia vendunt.

Die Traumdeuter verfuhren wahrscheinlich nach bestimmten Regeln, wenigstens in den meisten Fällen. Dies geht aus des Artemidoros fünf Büchern über Traumdeutung hervor, die er im 2. Jahrhundert n. Chr. veröffentlicht hat.

Cicero theilt uns indeß unter anderen folgende interessante Proben griechischer willkürlicher Traumdeutung mit, die ein Streiflicht werfen sowol auf die damalige Traumdeutekunst, wie auf den Scharfsinn der Ausleger. Er erzählt:

Jemand*) erblickte im Traume ein am Gurte seines Bettes hängendes Ei. Der befragte Traumdeuter betrachtete dies als Anzeichen, daß unter dem Bette ein Schatz vergraben liege. Der Schatzgräber fand in der That an der bezeichneten Stelle etwas Gold und Silber, und sandte Einiges von dem letzteren dem Traumdeuter als Zeichen seiner Dankbarkeit. Hierauf aber ließ der Empfänger dem Spender sagen: „Und von dem Dotter erhalte ich nichts?“ Dieses, das Dotter, hatte ihm nämlich das Gold anzuzeigen geschienen, und das Weiße des Eies das Silber.

Einem**) Wettläufer, welcher beabsichtigte, sich an den olympischen Spielen zu betheiligen, träumte, er fahre auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen. Des Mor-

*) De divin II, 68.

**) Das. II, 70.

gens erzählt er dies einem Traumdeuter, der ihm erklärt: „das prophezeiet dir den Sieg; denn die vier Pferde zeigen deine besondere Kraft und Geschwindigkeit an.“ Darauf frug er aber Antiphon, einen besonders berühmten athenienſiſchen Ausleger, und dieſer erwiderte ihm: „Du wirſt unterliegen; das geht daraus hervor, daß vier vor dir herliefen.“

Als Erfinder der Traumdeutekunſt wird von Plinius *) Amphiktion, ein Sohn des Deukalion, genannt, während Juſtinian**) ſie dem bibliſchen Joſeph zuſchreibt, den er, beiläufig bemerkt, als den Vater des Moſes bezeichnet.

Hatte ein Grieche einen Traum, der ihn beunruhigte, oder deſſen Deutung ihm ſowol Glück als Unglück verkünden konnte, ſo erzählte er ihn dem Aether, der Sonne, dem Apollo, oder auch ſeinen Hausgöttern. Außerdem brachte er den Gottheiten Sühnopfer dar, nachdem er zuvor erſt die Hände mit See- oder Flußwaſſer gereinigt oder „ſchönfließendes Quellwaſſer mit den Händen berührt“***) hatte, um dadurch die böſe Bedeutung des Traumes zu vernichten, oder wie Ari-

*) Nat. hist. VII, 57, 8.

**) Justin. 36, 2, 8.

***) Atossa in Aeschylos Persae 186: . . . καὶ χερσὶν καλῥοόου ἅψασα πηγῆς . . . . . .

ſtophanes in ſeinen „Fröſchen“ ironiſch bemerkt, „den göttlichen Traum abzuſpülen.“ *)

Bei der Darbringung des Opfers wurden Gebete verrichtet. So läßt Sophokles in ſeiner Elektra die Klytämneſtra zu Phöbos, dem Horte des Hauſes, unter Anderem flehen:

„Der doppelſinn'gen Träume Scheingebilde,
„Die ich, Lykeierfürſt in dieſer Nacht
„Geſchaut, erfülle ſie, ſind ſie mir hold.
„Wenn feindlich — kehr' ſie meinen Feinden zu.“ **)

„Ein ähnliches aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. ſtammendes Gebet wird auch den Juden für beängſtigende, unbeſtimmte Träume angerathen;***) charakteriſtiſch iſt jedoch die Verſchiedenheit des Schluſſes in beiden Gebeten. Während nämlich der Grieche zu ſeinen Göttern flehte, das etwa verkündete Leid auf die Feinde zurückfallen zu laſſen, ſoll der Jude am Ende nur um Heilung oder Befreiung von demſelben beten. Beides aber verhält ſich zu der Religion der erwähnten Völker, wie die Frucht zum Baume. Die olympiſchen, mit menſchlichen

---

*) *Βατράχοι* 1340: *ὡς ἂν θεῖον ὄνειρον ἀποκλύσω.*

) **Elektra 637 — 640.

ἃ γὰρ προσεῖδον νυκτὶ τῇδε φάσματα
δυσῶν ὀνείρων, ταῦτά μοι, Λύκειε ἄναξ,
εἰ μὲν πέφηνεν ἐσθλά, δὸς τελεσφόρα.
εἰ δ' ἐχθρά, τοῖς ἐχθροῖσιν ἔμπαλιν μέθες.

***) Thalm. Ber. 55b.

Begierden und Leidenſchaften ausgerüſteten Götter legten ihren Bekennern die Rache als eine heilige Pflicht ans Herz; der rein geiſtige Gott aber, den Moſes lehrt, gebietet, den Nächſten wie ſich ſelbſt zu lieben, und weder Rache zu üben, noch überhaupt einen Groll im Herzen zu bewahren.*)

Der ausführlichen Behandlung der griechiſchen Anſchauung über den Traum haben wir nur hinzuzufügen, daß wir einer gleichen oder ähnlichen Auffaſſung desſelben bei faſt allen Völkern der alten Welt, den Aegyptern, Babyloniern, Perſern, Indern, ja ſelbſt bei den Juden begegnen.

Denn wie ſehr auch das Judenthum dem Heidenthum entgegengeſetzt war, welch mächtiger Contraſt auch in religiöſer und ſittlicher Beziehung zwiſchen dem Monotheismus und dem Polytheismus herrſchte, ſo hatten doch die Juden mit den anderen Völkern des Alterthums mannichfache Berührungspunkte, ſo iſt doch nach vielen Seiten hin eine, in ihrem Grundweſen freilich divergirende, in ihrer äußeren Geſtaltung jedoch übereinſtimmende Anſchauungsweiſe unverkennbar. Denn wie die Kinder eines und desſelben Elternpaares, trotz aller etwaigen körperlichen Verſchiedenheit, doch durch einen gewiſſen Familienzug als Zweige eines Stammes

*) 3. Buch Moſes 19, 18.

gekennzeichnet werden, ſo tragen auch die Culturvölker einer und derſelben Geſchichtsepoche in vielfacher Beziehung den Stempel ihrer gemeinſamen Mutter, der Zeit, an ſich, in welcher ſie leben, weil die Fluctuationen des Geiſtes ſich durch keine Schranke hemmen laſſen, und die Nationen demnach dem Geſetze eines gewiſſen geiſtigen Contagiums unterworfen ſind.

Im höheren jüdiſchen Alterthum galt der Traum als ein, allerdings untergeordnetes Medium der göttlichen Offenbarung.*) Gott ſelbſt oder ein Engel erſchien dem Schlafenden im Traume, um ihm die Zukunft zu enthüllen, oder ihm eine Verſicherung, einen Befehl zu ertheilen.**) Auch die Juden ſcheinen auf wichtige, Gott durch den Prieſter vorgelegte Fragen im Traume Antwort erwartet zu haben.***) Indeſſen wurden auch in jener frühen Epoche nicht alle Träume als wahr, ſondern als Verſuchungsmittel, oder als trügeriſch

*) Vgl. 4. B. Moſis 12, 6: „Zu Propheten euresgleichen gebe ich mich nur in einer Erſcheinung kund, ſpreche mit ihm nur im Traum.“

**) 1. Buch Moſ. 20, 3. 31, 10. 31, 24. 46, 2.

***) Vgl. Sam. I. 28, 6: „Saul befragte Gott, aber Gott antwortete ihm nicht, weder durch Träume, noch durch die Urim noch durch Propheten“, und K. I 3, 5., wo erzählt wird, daß Gott dem jungen König Salomon „im Traum der Nacht erſchien und zu ihm ſprach: Bitte, was ich dir geben ſoll —“ nicht in ſeiner Reſidenz, ſondern in Gibeon, nachdem er hier am Tage auf der großen Höhe 1000 Ganzopfer dargebracht.

betrachtet.*) Im späteren jüdiſchen Alterthum wurde ſogar vor den Träumen gewarnt und derjenige, der auf Traumgeſichte hielt, dem gleich geſtellt, „der dem Schatten nachläuft und den Wind verfolgt.“ **) Hier und da glaubte man wol, daß es auch wahre Träume gebe, die Gott durch ſeine Engel ſende, jedoch auch äffende, welche dem Menſchen von böſen Geiſtern vorgeſpiegelt werden.***) Als wichtig und höchſt bedeutſam werden auch da die Morgenträume und außerdem diejenigen betrachtet, die ſich wiederholen, oder die nicht das Schickſal des Träumenden, ſondern anderer Perſonen zum Gegenſtande haben.

Intereſſant iſt die Aeußerung eines Gelehrten, der Traum verhalte ſich zur Wahrheit, wie der Schlaf zum Tode, wie das irdiſche Feuer zum hölliſchen, oder, in Zahlen ausgedrückt, wie 1 : 60.†)

Die Stelle der griechiſchen oder römiſchen Traum auslegenden Seher oder Weiſſager nehmen bei den Ae-

---

*) 5. Buch Moſ. 13, 4. — Traum als Warnungsmittel: Hiob 33, 15.

**) Jeſ. Sir. Kap. 34 (31). — Jeremias 23, 25. wird der Traum der Propheten als leeres Stroh, dem göttlichen Worte der Wahrheit, als dem nährenden Fruchtkorn, gegenüber geſtellt, und Sacharias 10, 2 bezeichnet die Träume als nichtig.

***) Thalmud Ber. 55b. Thalmud Gitin 52a. und Synhedrin 30a. wird ausdrücklich behauptet, daß auf Träume durchaus nichts zu geben ſei, obgleich hier gerade ein Genius des Traumes angenommen wird, deſſen im Thalmud Berach. 10b. ebenfalls Erwähnung geſchieht.

†) Thalmud Ber. 57b.

gyptern die Bilderſchriftkundigen, bei den Babyloniern die Chaldäer, bei den Perſern die Magier, und bei den Juden im höheren Alterthum Männer von hervorragender Geiſtesgröße ein. Ihnen enthüllte ſich des Traumes Bedeutung entweder durch augenblickliche, unmittelbare, göttliche Eingebung*), oder durch Traumgeſichte.**) In ſpäteren Jahrhunderten wurde dieſe Kunſt vorzüglich von Mitgliedern der Eſſäerſecte***) oder handwerksmäßig, wie bei den ſpäteren Römern, von Leuten niederer Bildung geübt.

Im 2. Jahrhundert n. Chr. trieben in Jeruſalem noch 24 ſolcher Traumdeuter ihr Gewerbe†), die ſelbſt von manchen Gelehrten frequentirt wurden, welche einen unausgelegten Traum einem ungeleſenen Briefe gleich erachteten.††)

In jener Zeit war der Grundſatz verbreitet, jeder

*) 1. B. Moſes 40, 12 ff. 41, 25 ff.

**) Daniel 2, 19.

***) So deutet der Eſſäer Simon dem König Archilaus einen Traum, in welchem er Ochſen geſehen, die 10 volle reife Aehren abbiſſen, es werde eine ſchlimme Aenderung mit dem Könige vorgehn. Denn Ochſen bedeuten Elend, weil ſolche Thiere in ſteter Arbeit ſind; Aenderung ſeiner Angelegenheiten, weil das Erdreich von Ochſen gepflügt, ſich immer ändere, nicht an einem Orte bleibe. Die 10 Aehren aber bedeuten 10 Jahre (analog den 7 Aehren in Pharaos Traum), nach deren Verlauf ſeine Herrlichkeit ein Ende haben werde. Joseph. Antiquit. XVII, 15. bell. jud. II, 11.

†) Thalmud Ber. 55b. ††) daſ. 55a.

Traum richte ſich nach der Deutung, die man ihm ertheile.*). Dieſem zufolge legte einſt ein Gelehrter, dem ein anderer beſorgt erzählte, er hätte geträumt, man habe ihm die Hände und die Füße abgehauen, dahin aus, es werde ihm ein großes Vermögen zufallen, ſo daß er weder ſeiner Hände zum Erwerben des täglichen Brodes, noch ſeiner Füße zum Gehen bedürfen werde, weil er ſich ein Roß zum Reiten würde anſchaffen können.**)

Derſelbe Grundſatz war auch in einem Traumbuche ausgeſprochen, das ſich in den Händen eines berühmten jüdiſchen Traumdeuters, Namens Bar Hebja, befand, der gegen Ende des 3. Jahrhunderts in Babylon lebte. Von Habgier geleitet legte er aber, ſo wird erzählt, allen Träumen, für deren Deutung er nicht alsbald honorirt wurde, einen unheilverkündenden Sinn bei, der in Folge jenes Grundſatzes auch immer in Erfüllung ging, ſo daß er Viele ins Unglück ſtürzte. Ein Rabbi fluchte ihm deshalb, worauf er reuevoll ſich ſelbſt nach Rom exilirt haben und dort ſpäter hingerichtet worden ſein ſoll.***)

Für gewiſſe Traumbilder ſetzten manche Gelehrte jener Zeit *beſtimmte* Bedeutungen feſt, welche ſie durch *Stellen aus der heiligen Schrift* oder durch

*) Thalmud Ber. 56a.
**) Daſ. 56b.
***) Daſ. 56a.

Wortſpiele motivirten. So ſollte beiſpielsweiſe ein im Traume erblickter Strom Frieden verkünden, weil es im Jeſaias heißt: „Ich leite ihr (der Stadt Jeruſalem) wie einen Strom den Frieden zu.“*) Ein Elephant im Traume ſollte dem Träumenden das Eintreffen eines wunderbaren Ereigniſſes verheißen, weil der hebräiſche Ausdruck „Pil“ Elephant, Klangähnlichkeit mit dem Worte „Pele“ Wunder, habe.**)

Bemerkenswerth iſt noch die damals herrſchende Anſicht, daß ein ſchlimmer Traum beſſer, als ein guter ſei.***) Dieſe Anſchauung ſteht vielleicht im Zuſammenhange mit der aberwitzigen Behauptung der alten Traumbücher, daß gewiſſe Traumbilder gerade ihren Gegenſatz offenbaren wollen†), ſo z. B. Thränen und Betrübniß im Traume — Luſt und Freude, dagegen Lachen und Frohſinn — nahes Leid und Trauer, das Erblicken von Leichen lebender Perſonen — langes Leben und Geſundheit.

Was die Traumdeuter zu dieſen Auslegungen bewogen, iſt unbekannt. Vielleicht jedoch gaben ſie ſolchen

*) Jeſ. 66, 12.

**) Thalmud Ber. 56b.

***) Daſ. 55a.

†) Aus demſelben Grunde wird auch daſ. 55b die Behauptung aufgeſtellt, daß gute Menſchen böſe Träume, und böſe Menſchen gute Träume haben. Der Commentar z. St. gibt allerdings andere Urſachen an.

Träumen nur deshalb eine umgekehrte Bedeutung, um überhaupt Etwas zu deuten zu haben; vielleicht aber auch verfuhren sie bei solchen Feststellungen nach einem physikalischen Gesetze.

Der Traum galt ihnen nämlich als Spiegel künftiger Ereignisse und die Traumbilder betrachteten sie gleichsam als die Hieroglyphenschrift, welche diese Begebenheiten anzeige; jede Schrift aber wird, mochten sie denken, dem Spiegel gegenüber gehalten, von demselben in umgekehrter Weise reflectirt. Diese abgeschmackten Deutungen sind aus den alten Traumbüchern in die der folgenden Jahrhunderte übergegangen und werden noch heut' zu Tage in den Traumbüchlein gefunden, welche eine gewisse Gesellschaftsschichte für die Wahl von Lotterienummern oder in anderen vorkommenden Fällen mit naiver Gläubigkeit zu Rathe zieht. Während des zwar höchst romantischen aber von den Banden des krassesten Aberglaubens umfangenen Mittelalters haben diese Deutungen, wie die Träume selbst, in allen Ländern und Gesellschaftskreisen eines gar hohen Ansehens genossen.

Ja noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts stand der Glaube an die Divinationskraft des Traumes in voller Blüthe. In Folge dessen stellten sich gegen das Ende jenes Jahrhunderts aufgeklärte Psychologen die Aufgabe, die merkwürdigsten Träume schriftlich zu sammeln und auf möglichst natürliche Weise zu erklären.

Sie geſtatten mir wol, meine Hochverehrten, daß ich Sie mit dem merkwürdigſten dieſer geſammelten Träume bekannt mache:

Zwei*) Eheleute lebten ſehr glücklich miteinander; nach einigen Jahren frohen Zuſammenſeins zwang jedoch den Gatten ſeine Berufspflicht, ſich auf einige Zeit von ſeiner Frau zu entfernen. Die letztere pflegte dann jeden Abend, bevor ſie ſich zur Ruhe begab, die von ihrem Gemahl empfangenen Briefe mehrere Male durchzuleſen. Mit dieſer Beſchäftigung hatte ſie auch einſt einen Theil der Nacht zugebracht und war mit dem, einige Stunden vorher erhaltenen Briefe in der Hand entſchlafen. In dieſem Briefe hatte ihr der Gatte die Verſicherung gegeben, daß er ſich vollkommen wohl befände, und daß es durchaus nicht das Anſehen habe, als würde er irgend welche Gefahr laufen. Plötzlich erwachte ſie jedoch mit großem Jammergeſchrei. Ihre raſch herbeigeeilten Kammerfrauen fanden ſie in kaltem Schweiße gebadet und einen Strom von Thränen vergießend: „Mein Mann iſt todt“, klagte ſie ihnen, „ich habe ihn ſoeben ſterben ſehn; er befand ſich an einer, von einigen Bäumen umgebenen Waſſerquelle; ſein Geſicht war von den Schatten des

*) Lehrreiche und unterhaltende Sachen über Träume und Nachtwandler. Zur Bereicherung der Erfahrungsſeelenkunde. Weimar 1802, S. 338 ff. — Vgl. Allgemeines Magazin der Natur, Kunſt und Wiſſenſchaft. 8. Th. S. 106 ff.

Todes bedeckt. Ein Offizier in blauem Kleide bemühte ſich vergebens, das Blut zu ſtillen, das aus einer großen Seitenwunde floß; darauf gab er ihm aus ſeinem Hute Waſſer zu trinken, und ſchien vom innigſten Schmerze durchdrungen, als der Sterbende den letzten Seufzer ausſtieß."

Ihre Dienerinnen ſuchten ſie indeß zu beruhigen und daſſelbe that auch die herbeigerufene Mutter der Dame, die bei ihrer Tochter wohnte und die ſich auf die Verſicherung berief, welche der fern Weilende in ſeinem, erſt vor einigen Stunden angelangten Briefe ausgeſprochen.

Kaum aber war die Dame wieder entſchlafen, als ſie durch denſelben Traum nochmals geweckt wurde. Nun ſtand aber der Tod des Gatten bei ihr feſt, und in Folge deſſen fiel ſie in ein heftiges Fieber, ſo daß ſie 14 Tage lang zwiſchen Tod und Leben ſchwebte.

Während dieſer Zeit lief auch in der That der Bericht von dem erfolgten Hinſcheiden des Gatten ein. Dieſe Nachricht wurde der Wiedergeneſenden natürlich lange Zeit nicht mitgetheilt; ihre Mutter zeigte ihr vielmehr beruhigende Briefe vor, in welchen die Hand des Verſtorbenen täuſchend nachgeahmt war.

Als Reconvalescentin zeichnete indeß die Dame, deren Gedächtniſſe jener Traum mit all' ſeinen traurigen Bildern feſt eingegraben war, ſowol die Stätte, an wel-

cher sie ihren sterbenden Gatten, als auch den Officier ab, den sie neben ihm erblickt hatte.

Nachdem ihre Gesundheit vollständig hergestellt war, theilte ihr Beichtvater ihr den Tod ihres Gatten behutsam mit; aber trotz aller angeführten Trostgründe mußte man wiederum lange Zeit für ihr Leben zittern.

Vier Monate nach dem Eintritte jenes betrübenden Ereignisses hörte die Dame in einer benachbarten Kirche eine Messe. Gegen das Ende derselben fiel sie jedoch beim Anblicke eines neben ihr stehenden Officiers in blauer Uniform mit lautem Aufschrei in Ohnmacht. Man eilte ihr zu Hilfe, ihre Besinnung kehrte wieder, und das Erste, was sie dann that, war, ihren Leuten zu befehlen, daß sie den Officier aufsuchen, der sich in der Kirche neben ihr befunden, und ihn bitten, sie zu besuchen. Der Officier wurde noch in der Kirche getroffen, und beeilte sich der erhaltenen Einladung Folge zu leisten.

Inzwischen erzählte die nach Hause zurückgekehrte Dame ihrer Mutter, sie hätte in der Kirche neben sich den Cavalier erblickt, der ihrem Gatten in seinen letzten Stunden beigestanden. Den Officier aber, der jetzt in ihr Zimmer trat, beschwor sie, ihr von den Einzelheiten der traurigen Katastrophe Nachricht zu geben.

Der Fremde, der nicht begriff, wie eine Dame, die er niemals gesehn, ihn kennen konnte, bat sie um ihren Namen, und erinnerte sich, nachdem er denselben ver-

nommen, an jene Begebenheit, die ſeinem Gedächtniſſe faſt entſchwunden war.

Hierauf erzählte er ihr, wie er von ungefähr an jene Stelle gekommen, wo er einen ihm Unbekannten an der Seite verwundet, fand, wie er demſelben Hilfe zu leiſten, und durch Waſſer, das er mittels ſeines eigenen Hutes aus der Quelle geſchöpft, zu laben geſucht. Der Anblick des Sterbenden, fügte der Officier hinzu, erſchütterte mich um ſo mehr, als er häufig ſeufzend einen Namen ausſprach, deſſen ich mich ohne Mühe wieder erinnerte, als Sie mir die Ehre erzeigten, mir den Ihrigen zu nennen.

Die Dame legte ihm ſodann die Zeichnungen vor, welche ſie nach den, ihr vorgeſchwebten Traumbildern, entworfen. Sein Erſtaunen ſteigerte ſich dadurch noch mehr; denn er erkannte den Bach, die Bäume, ſeine Stellung, die Lage des Sterbenden, und fand ſelbſt ſeine eigenen Züge ſo ähnlich, daß er ſie nicht zu verkennen vermochte.

Die Pſychologen, die ſich mit der natürlichen Erklärung dieſes Traumes befaßten, an deſſen voller Wahrheit übrigens ein beſcheidener Zweifel geſtattet ſein dürfte, betonten, wie der Satz in dem letzten Briefe des Gatten „es habe nicht das Anſehn, als würde er irgend welche Gefahr laufen," folgern laſſe, daß die Gattin eine Gefahr befürchtet haben müſſe, und wie aus dieſer Furcht der Grundgedanke des Traumes, die Idee vom Tode

ihres Gemahls, ſich entwickeln konnte. Aus der ganzen Erzählung ſchiene außerdem hervorzugehn, daß der Mann Officier geweſen. Wahrſcheinlich habe er auch in früheren Briefen ſeiner Frau die Gegend genau geſchildert, wenn jene nicht dieſelbe gar aus eigner Anſchauung gekannt habe. Erwäge man nun, wie leicht die Gattin eines zur Beſetzung einer unſicheren Gegend verwandten Officiers den Gedanken an eine Verwundung deſſelben, an die Hilfeleiſtung eines anderen Officiers, deſſen blaue Uniform ihr bekannt iſt, an einen mittels des Hutes geſchöpften Labetrank, Raum geben könnte; bedenke man ferner, wie eine lebhafte Einbildungskraft in Verbindung mit der Sehnſucht der Wittwe, dem Manne zu begegnen, der ihrem Gatten in ſeinen letzten Augenblicken freundlich beigeſtanden, und die Gefälligkeit des Fremden, in der Zeichnung der Dame ſein eigenes Bild zu finden, hier mitgewirkt haben mochte, ſo hätte, meinen ſie, auch dieſer außerordentliche Traum durchaus keine wunderbare Ueberſpannung der Seelenthätigkeit erfordert.

Haben ſich aber die Philoſophen des verfloſſenen Jahrhunderts beſtrebt, den pſychologiſchen Gängen merkwürdiger Träume nachzuſpüren und ſie aufzudecken, ſo hat es ein franzöſiſcher Chemiker deſſelben Säculums unternommen, Recepte zu veröffentlichen, die uns in den Stand ſetzen ſollen, die unwillkürlichen Träume überhaupt ganz und gar aus unſerm Schlaf zu bannen, und

uns dafür Traumbilder nach eigenem Belieben vorzuzaubern.

Das Buch, welches dieſe Recepte enthält, führt den Titel: L'art de se rendre heureux par les songes, die Kunſt, ſich durch Träume glücklich zu machen. In dieſem Werke philoſophirt der Verfaſſer in folgender Weiſe.

Der Menſch iſt zum Glück geboren, kann jedoch im wachen Zuſtande nie deſſelben theilhaft werden, weil das Leben ſo reich an Mühſeligkeiten und Wechſelfällen iſt. Nur im Schlafe, der uns ohnehin von allen Sorgen befreit, könnten wir vollkommen glücklich ſein, wenn wir uns da alle Freuden und Vergnügungen zu verſchaffen vermöchten, die wir uns während unſers Wachens wünſchen.

Hierfür gibt uns nun jener Chemiker in ſeinem Buche Anweiſungen. Seine Recepte lehren uns in chemiſchen Küchen zu brauende Mixturen und Salben kennen, die ſich ihm in einem langen Leben — der Verfaſſer ſoll ein Alter von 96 Jahren erreicht haben — angeblich als probehaltig bewährt haben.

Ob der Traum ſich durch dieſe Mittelchen in der That als willigen Baumeiſter für die Luftſchlöſſer finden läßt, zu denen wir ihm des Tages Pläne vorlegen, weiß ich zwar nicht aus Erfahrung; doch dürfen wir wol trotzdem dieſes wunderliche Menſchenbeglückungsſyſtem des marktſchreieriſchen Franzoſen belächeln.

Iſt es aber dieſem Chemiker nicht gelungen, für die wirkliche Welt, den Traum in ein Leben umzuwandeln, ſo iſt dies Grillparzer wenigſtens für die Bretter geglückt, die die Welt bedeuten, und zwar in ſeinem dramatiſchen Märchen: „Der Traum ein Leben.“

In dieſem Stücke wird uns ein Jüngling vorgeführt, der ſich in der Einſamkeit an der Seite ſeiner Braut, plötzlich von Ehrgeiz entbrannt, nach dem Leben am Königshofe ſehnt. Er beſchließt, ſich dahin zu verfügen. Doch in der Nacht vor dem zur Abreiſe beſtimmten Tage verſetzt ihn der Gott des Traumes an den königlichen Hof, läßt ihn da durch Verbrechen auf den Thron gelangen, und zuletzt ſoll er ſeine Frevel durch den Tod büßen. Voll Angſt erwachend, jauchzt er auf, daß ſein Leben am Königshofe nur ein Traum geweſen, und findet in der Liebe ſein höchſtes Glück.

Dieſes Geiſtesprodukt Grillparzers: „Der Traum ein Leben,“ ſoll jedoch muthmaßlich nur ein Gegenſtück zu Calderon de la Barcas berühmtem ſpaniſchen Drama: „Das Leben ein Traum,“ bilden. In dieſer herrlichen Dichterſchöpfung läßt bekanntlich der Verfaſſer den Prinzen Sigismund einſam als Gefangenen, in Unkenntniß ſeines hohen Standes, aufwachſen. Während ſeines Schlafes in den Palaſt ſeines Vaters, dann wieder zurück in ſeinen Thurm gebracht, betrachtet er die als Fürſt verlebten

Stunden nur als einen Traum, und ſpricht unter Anderem jene trefflichen Worte:

„ . . . . . ; denn in den Räumen
„Dieſer Wunderwelt iſt eben
„Nur ein Traum das ganze Leben:
„Und der Menſch (das ſeh' ich nun)
„Träumt ſein ganzes Sein und Thun,
„Bis zuletzt die Träum' entſchweben.
„ . . . . . .
„In auf dieſem Erdenballe
„Träumen, was ſie leben, Alle,
„Ob es keiner gleich erkennt.
„Was iſt Leben? Hohler Schaum,
„Ein Gedicht, ein Schatten kaum!
„Wenig kann das Glück uns geben;
„Denn ein Traum iſt alles Leben,
„Und die Träume ſelbſt ein Traum."

Iſt aber, meine Hochverehrten, Alles nur ein Traum, ſo mögen Sie meinen heutigen Vortrag ebenfalls nur als einen Traum betrachten, aus dem Sie jetzt erwachen, als einen Traum der das bloß reproducirt hat, was ſie ſelbſt ſchon beſſer gedacht, gehört oder geleſen. Möchte er für Sie nur nicht ein ſolcher geweſen ſein, der im Schlafe ſchwer auf uns laſtet, ſo daß wir, ins wache Leben zurückgekehrt, froh ſind, uns von ihm befreit zu ſehn, ſondern ein Traum, dem wir dann gern eine Erinnerung wahren.

III.

Samiel

und

Die Teufelsidee in der Geſchichte.

Welchem kunstsinnigen Deutschen wäre wol Carl Maria von Webers herrliche, epochemachende Tonschöpfung „der Freischütz“ unbekannt, wem von Ihnen demnach jene Beschwörungsformel in der Wolfsschlucht fremd „Samiel, Samiel erscheine,“ oder der Ausruf „Hilf Samiel, Samiel hilf!?“

Wer aber ist Samiel und was bedeutet sein Name?

Der Theaterzettel nennt ihn den schwarzen Jäger, und aus der Handlung der Oper erkennen wir ihn als einen bösen Geist, der die Menschen durch die Sünde ins Verderben zu stürzen, mit ihren Seelen das Reich der Hölle zu bevölkern sucht, kurz als einen — Teufel.

Sie wissen jedoch, meine Hochverehrten, daß die menschliche Phantasie mit einem bösen Geiste nicht zufrieden, eine ganze Legion von solchen Geistern geschaffen, in der Hölle nach dem Vorbilde der Menschenwelt einen König eingesetzt, und diesen mit einem glänzenden Hofstaat, einem großen Troß von Dienern und Beamten

umgeben, jedem Einzelnen derſelben ſeine Rangſtufe und ſeinen Verwaltungskreis zuweiſend.

Welchen Rang nimmt nun Samiel in dem Hofſtaate der Hölle ein? Welches Amt iſt ihm übertragen? und was, fragen wir nochmals, bedeutet ſein Name?

Friedrich Kind gibt uns in ſeinem Operntexte zum Freiſchütz keinen Aufſchluß hierüber; daher wollen wir uns zu der Quelle wenden, aus welcher der Dichter die Grundzüge ſeines Stückes geſchöpft hat.

Dieſe Quelle iſt bekanntlich Apels Geſpenſterbuch, in welchem uns der Freiſchütz als eine Volksſage vorgeführt wird.

In dieſer Sage erſcheint anſtatt des ſchwarzen Jägers ein alter Kriegsmann mit einem Stelzfuß, und nach dem gelungenen Guße der Freikugeln ein Reiter auf ſchwarzem Roſſe, welcher ſich ſelbſt, dem Freiſchützen gegenüber, mit den Worten kennzeichnet: „Ich bin der, den mit Schaudern im Geiſt du ſträubend nennſt.“ Ueber den Namen erfahren wir aber auch hier nur, daß ihn einer von des Teufels Heerſchaaren führe.

Eine eingehendere Erklärung deſſelben gibt uns indeß Friedrich Kind ſelbſt in den Anmerkungen, die er zu ſeinem Freiſchütz geſchrieben. Hier leſen wir folgende Notiz.

„Samiel auf türkiſch, wie Semum oder Samum „auf arabiſch, ein furchtbarer, erſchlaffender Süd-

„wind. Von Ersterem, dem türkischen Samiel,
„sagt von Hammer:

„Er, der Wüste Tyrann, deß' Odem senget und
„brennet,
„Dessen giftiger Hauch Thiere und Menschen
„entseelt."

Durch den Gleichklang der beiden Namen hat sich jedoch der Verfasser des Freischütz zu einer falschen Conjectur verleiten lassen, auf die er sicherlich nicht gekommen wäre, wenn er die Dämonologien zu Rathe gezogen hätte, welche dem für alles Dunkle, Mystische, Abergläubische empfänglichen Boden des Mittelalters entsprossen sind.

Vor Allem wäre er durch die sogenannte Salamankische „Pneumatologia occulta et vera," verborgene und wahrhaftige Geisterlehre — belehrt worden, daß für Samiel eigentlich Sammael zu lesen, und der Träger dieses Namens einer von vier Teufelsfürsten sei, welche in den vier Elementen: Erde, Wasser, Luft und Feuer schaden können.*)

Aber auch diese wahrhaftige Geisterlehre, oder vielmehr deren Verfasser ist in einem Irrthum befangen, oder stimmt wenigstens nicht überein mit einer um mehrere Jahrhunderte älteren orientalischen Schrift; denn in derselben wird behauptet:

---

*) S. Horsts Zauberbibliothek Bd. I, S. 142.

„Der böse Engel Sammael ist das Oberhaupt „aller Satane.“ *)

Demnach ist Samiel oder Sammael der König aller Teufel, der oberste Herrscher der Hölle.

Weshalb wird aber der König der Teufel Sammael genannt, was ist die eigentliche, die etymologische Bedeutung dieses Namens?

Um auch hierüber Aufschluß zu erhalten, sehen wir uns genöthigt, auf das Wesen Sammaels näher einzugehen, d. h. die Idee eines Teufels klar zu legen und die Funktionen kennen zu lernen, die ihm von jeher sind zuerkannt worden.

Wie wir aber eine solche Untersuchung, die Beleuchtung des Teufels, am besten beginnen, lehrt uns der Teufel selber in Wilhelm Hauffs „Mittheilungen aus den Memoiren des Satan,“ und zwar im 16. Kapitel, welches Satans Besuch bei Herrn v. Göthe durch einige Bemerkungen über das Diabolische in der deutschen Literatur einleitet. Dort äußert nämlich der Teufel, wenn er es bis zum Professor der Theologie gebracht hätte, und nun über die Idee eines Teufels sich breit machen müßte, so würde er sprechen:

---

*) Debarim rabba gegen Ende S. 301b bei der Schilderung vom Tode Moses. Ebenso heißt es dort: „Der ruchloseste aller Teufel ist Sammael.“

„Die Idee eines Teufels iſt ſo alt, als die Welt
„und nicht erſt durch die Bibel unter die Menſchen
„gekommen. Jede Religion hat ihre Dämonen und
„böſe Geiſter — natürlich, weil die Menſchen ſelbſt
„von Anfang an geſündigt haben und nach ihrem
„gewöhnlichen Anthropomorphismus das Böſe, das
„ſie ſahen, einem Geiſte zuſchrieben, deſſen Geſchäft
„es ſei, überall Unheil anzurichten.“

Wenn nirgends, ſo dürfen wir wol hier, meine Hochverehrten, ohne an Leib und Seele Schaden zu nehmen, in des Satans Fußſtapfen treten, d. h. unſere Unterſuchung ſo beginnen, wie es der Teufel ſelber, ſeinen Memoiren zufolge, gethan haben würde. Wir ſtellen alſo zunächſt die Behauptung auf:

„Die Idee eines Teufels iſt ſo alt, wie die Welt
„und nicht erſt durch die Bibel unter die Menſchen
„gekommen.“

Welches aber iſt dieſe Idee, welchen Begriff verbinden wir mit dem Worte Teufel?

Hierüber belehren uns einerſeits die mannichfachen Namen, die man dem Teufel beigelegt, wie: der Verſucher, der Verführer, Arge, Böſe, Feind oder Widerſacher Gottes, andererſeits die zuſammengeſetzten Wörter, deren Grundton Teufel bildet. So beiſpielweiſe: der Hochmuthsteufel, Zornesteufel, Zankteufel, Geldteufel, Liebesteufel, Ehe-

teufel, Eiferſuchtsteufel, Spielteufel und dgl. Teufeleien mehr.

Die einzelnen Namen und Bezeichnungen erſchöpfen allerdings nicht den vollen Begriff des Teufels; ſie verhalten ſich jedoch zu demſelben, wie die Theile zum Ganzen, oder wie die einzelnen Züge eines Geſichtes zu deſſen Geſammtausdruck.

Summirt geben ſie die Totalität des Begriffes, entrollen ſie das Gemälde des Teufels in Lebensgröße, in ſeiner ganzen furchtbaren Geſtalt.

Wir erkennen ihn daraus, als die geheimnißvolle Macht, die den Menſchen durch Vorſpiegelungen jeder Art vom Wege des Rechtes abzulenken, zu ſündhaften Handlungen zu verführen ſucht, und alles Hohe, Erhabene, Göttliche, nach welchem der Menſch ſtrebt oder ſtreben ſoll, zu vereiteln trachtet. Wir erblicken ihn da als den Inbegriff und die Wurzel alles Unſittlichen, als den Mittelpunkt, aus welchem alle Laſter wie die Radien eines Kreiſes auslaufen, kurz als das abſolut Böſe auf dem Gebiete der Ethik.

Wir dürfen indeß nicht annehmen, die Teufelsidee, wie wir ſie hier gezeichnet, ſei fertig, vollſtändig entwickelt dem Geiſte des Menſchen entſprungen, wie etwa Pallas-Athene völlig geharniſcht und gewaffnet dem Haupte des Zeus. Nein, unausgebildet, gleichſam als Kind trat ſie ins Leben und entfaltete ſich nur allmählich, reifte erſt im

Laufe der Jahrtausende zum Manne, zu dem Wesen heran, dessen Bild wir mit so schwarzen Pinselstrichen entworfen haben.

Der Ursprung der Teufelsidee ist aber überhaupt nicht auf moralischem, sondern auf physischem Boden zu suchen; sie ist dem Menschengeiste durch die sinnlich wahrnehmbare Natur, durch die unheildrohenden, verderbenbringenden Erscheinungen in derselben zugeführt worden.

In ihren ersten Anfängen, war die Teufelsidee identisch mit der Gottesidee. Der Mensch fühlte sich den mächtigen Naturereignissen gegenüber, schwach, ohnmächtig, hilfsbedürftig. Aus diesem Gefühle der Schwäche und Hilfsbedürftigkeit, oder der Abhängigkeit von höheren Gewalten, gestaltete sich in ihm das religiöse Bewußtsein, das bei den Völkern auf der niedrigsten Stufe der Menschheit freilich nur im Dämmerschein der Ahnung lebt.

Dieses, durch die natürlichen Ereignisse geweckte, religiöse Bewußtsein vergötterte die Natur, identificirte die Gottheit völlig mit den Naturmächten, und so bildete sich in den ältesten Zeiten die Naturreligion mit ihren mannichfaltigen Schattirungen, in denen sich die niedere oder höhere geistige Begabung, die geringere oder größere Denkfähigkeit der verschiedenen Völker abspiegelte.

Der Naturmensch gleicht, nach der treffenden Bemer-

kung eines deutschen Historikers,*) dem unentwickelten Kinde, das die Wohlthaten seiner Eltern als selbstverständlich, ohne sich zum Danke besonders verpflichtet zu fühlen, entgegennimmt, während es die ihm widerwärtige Züchtigung derselben fürchtet.

Darum wurden auch die in geistiger Beziehung noch wenig vorgeschrittenen, noch auf der Stufe der Kindheit stehenden Menschen durch ihr religiöses Gefühl nicht sowol auf den Gedanken einer wohlthätigen Gottheit, als vielmehr zu dem Glauben an höhere verderbliche Gewalten geführt. Diese Gewalten, meinten sie, bedrohen und vernichten des Menschen Wohlfahrt bald durch den rollenden Donner, bald durch verheerende Blitze, bald durch verderbliche Wetter, und ließen sich nur durch Unterwerfung, Anbetung, Opfer, oder andere, zauberische Mittel besänftigen und freundlich stimmen.

So verehren oder fürchten vielmehr noch heut' zu Tage die in brasilianischen Urwildnissen zerstreut lebenden, menschenfresserischen Indianer eine böse Macht als Gott, den sie Tupan oder Tapan nennen, der die Donner werfe, und noch andere gespenstische Wesen, welche, in der dichtesten Oede des Waldes hausend, dem Menschen Unheil bereiten.

Doch auch der in eine verhältnißmäßig höhere geistige

*) J. Scherr, Geschichte der Religion I, 17.

Entwickelungsphase eingetretene Mensch, der auch auf die wohlthätigen Erscheinungen in der Natur seinen denkenden Geist lenkte, die Vorstellung einer freundlichen, Menschen beglückenden Gottheit in sich aufnahm, konnte die unheildrohenden, verderbenbringenden Naturereigisse nur einer böswilligen, menschenfeindlichen Gewalt, nur dem Teufel zuschreiben.

Diesen mußte er sich mit jener wohlthätigen Macht in einem unaufhörlichen, ewigen Ringen und Kämpfen begriffen denken. Die sich gegenüberstehenden Wesen aber mußte er entweder als gleichmächtig oder das eine mit einer größeren Machtfülle, als das andere ausgerüstet, sich vorstellen, je nachdem er in der ihn umgebenden Natur und in seiner eigenen Lebensgestaltung Licht und Schatten gleichmäßig vertheilt, oder eine größere Helle, oder ein tieferes Dunkel darin wahrnahm.

Einen Beleg hierfür liefern die Neger Afrikas.

Trotz der unendlich mannichfachen Nuancen ihrer religiösen Anschauungen durchzieht doch alle diese die Idee einer höchsten guten Macht, deren Schöpfung die Welt ist. Dieser Glaube wird jedoch durch den Gedanken an eine zweite, höchste böse Gewalt getrübt, oder ganz und gar in den Hintergrund gedrängt. Diese Vorstellung von zwei sich gegenüberstehenden Göttern ist aber nur das Product der scharfen Contraste, welche ihnen theils der

glühende, an Reizen wie an Schrecknissen so reiche, von ihnen bewohnte Erdstrich, theils ihr eigenes sociales Leben vors Auge führt.

Gott, behaupten sie, habe wol die Welt geschaffen, kümmere sich aber weiter nicht um seine Schöpfung, darum sei sie ein Tummelplatz böser Geister, denen wol auch gute geistige Wesen gegenüber gestellt sind, diese besäßen jedoch nicht eine solche Machtfülle wie die ersteren.

Die bösen Geister stehen unter dem Befehle des höchsten bösen Wesens, welches sie sich unter der Gestalt eines weißgefärbten, mit Hörnern versehenen Menschenungethüms vorstellen. Dieser Teufelsfürst heißt Sissa, führt jedoch noch viele andere Namen.

Doch nicht nur Afrikas schwarze Bevölkerung, die bis auf den heutigen Tag noch nicht aus dem Zustande der Thierheit sich herauszuarbeiten vermochte, sondern auch die Bewohner des Nilthales, die hochgebildeten Aegypter, welche von den Griechen dankbar die Stammväter ihrer Civilisation genannt werden, vergötterten die Nachtseite der Natur.

Der böse Typhon, der in dem allbekannten ägyptischen Mythus seinen guten Bruder Osiris auf listige Weise in einen Kasten verschließt, in den Nil wirft und dessen Leichnam später zerstückt, ist ja nichts Anderes als die Personification der dunklen, abnehmenden, zerstörenden Seite der Natur, der böse Bruder, der während

der Jahreszeit, in welcher der Nil zurückgetreten und die versengenden Gluthen die Erde austrocknen, den guten Bruder, den Gott des Wachsthums, der Fruchtbarkeit, des Jahres Segen, verdrängt, mißhandelt, tödtet.

Und wie die Aegypter, so haben auch die Inder, dieses bedeutendste, ostasiatische Culturvolk des Alterthums, die verheerenden Naturkräfte, als zu verehrende Gottheit in ihr Religionssystem aufgenommen.

Ihre Trimurti, Dreileib oder Dreifaltigkeit, verbildlicht das Entstehen, Bestehen und Vergehen in der Natur. Neben ihrem Brahma, dem Schöpfer, und Wischnu, dem Erhalter, begegnen wir Siwa, dem Zerstörer, der auf dem unnahbaren Himawat, Himalaya, residirt, und sich im eisigen Sturmwind, oder in des Feuers zerstörender Flamme offenbart.

Und ist nicht auch der Moloch der Semiten, der Westasiaten, dessen grausamen Cult wir aus der Bibel kennen, eine Verpersönlichung des fressenden Feuers?

Die angeführten Beispiele, die noch durch unzählige vermehrt werden könnten, thun wol zur Genüge dar, daß der Ursprung der Teufelsidee nur auf physischem Boden zu suchen, daß der Menschengeist anfangs nur die verderblichen Naturkräfte als Teufel personificirte, als übermenschliche böse Gewalten fürchtete und verehrte.

Den Begriff eines Teufels zu erweitern, ihn vom physischen auf den sittlichen, moralischen Boden

zu verpflanzen, und auf diese Weise einen höheren Teufel, so zu sagen, einen ethischen Satan zu gestalten, hierzu bedurfte es dann nur eines kleinen Schrittes.

Diesen kleinen Schritt mochte wol der Menschengeist allmählich und unvermerkt gethan haben, doch zum klaren Bewußtsein, zu einer dem geistigen Auge schaubaren Gestalt gelangte der Teufel der sittlichen Welt erst bei dem Zendvolke, d. h. bei den alten Parsen, und zwar durch die Lehre des Zarathustra, d. h. Goldstern*), oder des Zoroaster, wie die Griechen ihn nannten.

Der Teufel des Zoroaster beschränkt sich allerdings nicht auf die Personification des Bösen im Menschen, er umfaßt vielmehr auch das Böse in der Natur. Er unterscheidet sich aber von dem Teufel der anderen Völker nicht nur durch seine, das ethische Element einschließende Bedeutung, sondern auch durch die Verhaltungsregeln, welche Zoroaster den Bekennern seiner Lehre, dem Teufel gegenüber zur heiligsten Pflicht macht.

Während nämlich die heidnischen Nationen semitischer Abkunft, und selbst die den Persern stammverwandten Hindus, dem als Gottheit personificirten Bösen, dem Teufel, cultuelle Huldigungen darbrachten, ihn durch Geschenke, ja sogar durch Menschenopfer zu versöhnen trachteten, forderte Zoroaster gerade im Gegentheil zum

*) Vgl. Spiegels Avesta, Bd. II., Einl. XIV, Anm. 2.

energiſcheſten Kampfe gegen den Teufel auf, ermahnte er aufs Nachdrücklichſte das Böſe allenthalben anzufeinden, zu beſtreiten, zu vernichten.

Zarathuſtras Teufel kennen Sie, meine Hochverehrten, ſchon von der Schulbank her, unter dem Namen Ahriman, als das Princip des Böſen und als Gegenſatz zu Ormuzd, oder wie er eigentlich heißt Ahura-mazda*), d. i. der ſehr weiſe Herr, dem Princip des Guten.

Zoroaſter baute bekanntlich ſein Religionsſyſtem auf den Grund der in der phyſiſchen, wie in der moraliſchen Welt zur Erſcheinung kommenden Gegenſätze des Lichtes und der Finſterniß, des Guten und Böſen, des Heilſamen und Verderblichen. Dieſe Contraſte führte er auf zwei ſich gegenüberſtehende höchſte Gewalten, auf zwei gleichmächtige, ſich ewig gegenſeitig bekämpfende Götterweſen zurück. Das eine derſelben nannte er Ormuzd oder eigentlich Çpentomainyus, den vermehrenden Geiſt, weil er ſeine Schöpfungen ſtets noch vermehrt**), das andere Ahriman oder Angromainyus, den ſchlagenden Geiſt, weil er als Geiſt des Verneinens, die Geſchöpfe zu ſchlagen, zu vernichten bemüht iſt.***)

In ihrem gegenſeitigen Kampfe werden dieſe beiden

*) Vgl. Spiegels Aveſta Ueberſetz. Bd. III. Einl. IV.
**) Spiegel a. a. O.
***) Spiegel a. a. O. XLV.

Gottheiten von anderen geistigen Wesen unterstützt. Ormuzd von den ihm untergebenen Amschaspands, Fervers, Engeln und Genien, die alles Lichte, Gute, Schöne fördern und schützen; Ahriman von den unter seinem Befehle stehenden Dews, Dämonen, die allem Finstern, Bösen, Häßlichen Vorschub leisten und es zur Reife bringen.

Die den Streit und die gegenseitige Feindschaft der beiden Mächte herbeiführende Ursache charakterisirt bereits den Ahriman als einen ethischen Teufel; denn ein sittliches Gebrechen, das Gefühl des Neides*) gegen Ormuzd läßt Ahriman den Gedanken fassen, die Schöpfungen desselben zu vernichten.

Er erreichte wol nicht das angestrebte Ziel; es gelang ihm aber wenigstens, alles von Ormuzd Geschaffene zu trüben, mit Fehlern und Mängeln zu behaften, dem Guten ein Böses, dem Nützlichen ein Schädliches an die Seite zu setzen. In Gestalt einer Schlange springt er vom Himmel auf die Erde, und stellt dem Tage die Nacht, der Sommerwärme den Winterfrost, der nützlichen und reinen Pflanzen- und Thierwelt eine giftige und räuberische entgegen. Ja er schont selbst das Firmament und die Geisterwelt nicht, denn er schafft zu den wohlthuenden Sternen, die unheildrohenden Ko-

*) Vgl. Justis Uebersetzung des Bundehesch Cap. I. S. 2 und Cap. III. S. 5.

meten und zu den guten Geistern, den Izeds, die Dews, die teuflischen Wesen.*)

Ueberdem verführte er das erste von Ormuzd aus der Reivasstaude gebildete Menschenpaar, Meschia und Meschiana, zum Abfall von dem guten Gott, indem er in ihnen den Glauben weckte, er, Ahriman, habe alle Dinge und auch sie geschaffen. Sie werden dadurch Anhänger und Verehrer des Ahrimanschen Gesetzes, lassen sich von dem bösen Geiste zum Genusse unreiner Nahrung und zu ausschweifendem Leben verleiten, und werden auf diese Weise Sünder, reif für die Hölle, in welcher auch ihre Seelen bis zur Auferstehung ausharren müssen.**)

Der zendische Angromainyus oder Ahriman ging aus dem Parsismus ins Judenthum über.

In demselben erscheint er aber bereits seiner physischen Bedeutung völlig entkleidet, außer allem Zusammenhange mit der sinnlich wahrnehmbaren Schöpfung, zu einem rein ethischen Wesen vergeistigt. Außerdem erblicken wir ihn hier nicht mehr in der hohen Stellung, die er bei den Parsen einnahm, sondern in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß, als einen dienenden Geist, wie dies durch den

*) Vgl. die ersten Cap. des Bundehesch, Fargard I des Vendidad u. Rhode, die heilige Sage und das Religionssystem des Zendvolkes S. 214.

**) Vgl. Bundehesch Cap. XV.

ſtrengen Monotheismus der moſaiſchen Lehre bedingt wird.

Dieſe Lehre kennt überhaupt den Teufel*) nicht. Ihr zufolge hat der einzige, untheilbare, unkörperliche Gott Licht und Finſterniß, Sommer und Winter, Nützliches und Schädliches in der Natur geſchaffen, alle Weſen allein gebildet und ſie zu einem harmoniſchen Weltganzen verbunden. Ja, nach ihr iſt ein an und für ſich Böſes und Unheilbringendes gar nicht geſchaffen worden; darum heißt es auch im erſten Buche Moſes am Ende jeder einzelnen Tagesſchöpfung: „Und Gott ſah, daß es gut iſt," und nach Vollendung der geſammten Schöpfung: „Und Gott ſchaute Alles, was er gemacht hatte, und ſiehe, es war ſehr gut!"

Das ſittlich Böſe läßt Moſes nur durch des Menſchen

*) In der Schlange, welche das erſte Menſchenpaar verführt, wollen Manche den Teufel und einen Anklang an den perſiſchen Ahriman finden, der in Geſtalt einer Schlange auf die Erde ſprang. Sicherlich ſollte aber die Schlange urſprünglich nur die eigene Begierde Eva's ſymboliſiren, oder noch wahrſcheinlicher durchaus nichts Anderes, als eine natürliche Schlange bedeuten. Für das letztere ſprechen die den Sündenfall einleitenden Worte: „Und die Schlange war liſtiger, als alle Thiere des Feldes." Ebenſo wenig iſt unter „Aſaſel" 3. B. Moſ. 16, 8. 10. 26. Teufel zu verſtehen (vgl. Hengſtenberg Chriſtol. I. I. 36. Moſ. u. Aegypt. S. 166 ff.) „Aſaſel" bedeutet dort nur „Vernichtung", oder höchſtens irgend ein Geſpenſt der Wüſte, das durch ägyptiſchen Aberglauben in der Phantaſie des Volkes lebte.

freien Willen entstehen. Als Strafe für die Sünde, tritt Mühsal und Schmerz, ja selbst der Tod in die Menschenwelt, so daß das Unglück, das Elend auf Erden nicht Gott und nicht ein Teufel, sondern der Mensch selbst hervorbringt, gleichsam mit eigener Hand schafft.

Der Gottesbegriff der mosaischen Lehre wurde auch während der späteren Entwickelung derselben, die sich nur auf Gesetze, Rechte und cultuelle Institutionen beschränkte, nicht alterirt, weil er stets als vollkommen, als mit dem philosophischen Denken vereinbar, und darum als ein noli me tangere betrachtet wurde.*)

Zur Zeit des babylonischen Exils jedoch, als Nebukadnezars Reich unter das Scepter der siegreichen Perser

*) Es sei mir gestattet, hier einen Vorwurf zu widerlegen, der häufig von christlicher Seite dem mosaischen Gottesbegriffe gemacht wird. Moses, sagt man, habe seinem Gott mit einem ethischen Gebrechen behaftet, ihm gewissermaßen eine dämonische Beimischung gegeben; denn er charakterisire ihn als einen Gott des Hasses und der Rache, der die Sünden der Väter an den Kindern bis zum 3. und 4. Geschlechte ahndet.

Höchst sonderbar klingt dieser Vorwurf im Munde solcher Bekenner des Christenthums, die auf durchaus gläubigem Standpunkte sich befinden, die das alte und neue Testament als aus Gott stammend betrachten. Da es nämlich im Propheten Maleachi 3, 10. ausdrücklich heißt: „Denn ich Gott ändere mich nicht" (Luther übersetzt hier, irrig „Jo schanuthi" mit: „ich lüge nicht"), so kann sich nicht im Laufe der Zeit der Gott der Rache in einen Gott der Liebe umgewandelt haben. Diejenigen aber, welche die Bibel vom historisch-philosophischen Standpunkte aus nur

gekommen war, lernten die Juden Zarathustras Lichtreligion, die Lehre von Ormuzd und Ahriman kennen. Gegen diesen Dualismus waren sie allerdings durch ihren nunmehr befestigten Glauben an einen einzigen Gott gewappnet; unwillkürlich unterlagen sie jedoch nach und nach dem Gesetze des geistigen Contagiums, das sich zu allen Zeiten bei zusammenlebenden Nationen Geltung

---

als Menschenwerk ansehen, müssen bei unpartheiischer Erwägung der betreffenden Stellen die Grundlosigkeit ihrer Beschuldigung gar bald erkennen.

Die Ausdrücke der Bibel Gott zürnt, haßt, rächt, können wie die „Gott bereute, Gottes Arm, Gottes Auge, Ohr" u. dgl. m. natürlich nur bildlich aufgefaßt werden. Es sind dies die menschlich dargestellten Motive der göttlichen Strafe, des Unheils, das sich der Mensch selbst bereitet. Die jedoch nicht bildlich zu verstehende Drohung: „Gott ahndet die Sünden der Väter an den Kindern bis zum 3. und 4. Geschlechte" hat da, wo wir ihr zum ersten Male begegnen, den Zusatz „lesonaj", „an denen, die mich hassen" (2 B. Mos. 20, 5). Das heißt aber, daß Gott nur die Kinder, die, durch das böse Beispiel ihrer Väter verführt, von Gott abfallen, trotzdem sie vermöge ihres freien Willens jede Versuchung zur Sünde siegreich zu bekämpfen im Stande wären, Strafe empfangen läßt, obwol ihre Sünde gleichsam nur die Sünde ihrer Väter (die einzige Erbsünde, die das Judenthum anerkennt); als die nothwendige Frucht der Saaten zu betrachten ist, die in ihr Kindesherz gestreut worden. Belege für derartige Sünden und Strafen liefert das Leben von Verbrechern und die Weltgeschichte sehr häufig. Ein Beispiel der letzteren Art erblicken wir auch in Ludwig XVI. tragischem Ende.

Den vollständig lauteren mosaischen Gottesbegriff gibt 2. Buch Mosis 34, 6. 7. in den Worten: „Der Ewige, der Ewige, Gott,

verſchafft. Sie nahmen nämlich, allerdings unter monotheiſtiſchen Modificationen, in ihren religiöſen Anſchauungskreis Vorſtellungen von gewiſſen Engeln und Dämonen auf, die der Glaubensſphäre der Parſen angehörten.

So wandelten ſie die Amſchaspands des Ormuzd in Erzengel um, legten den Engeln beſtimmte Namen bei, und bildeten aus dem ſelbſtſtändigen „Ahriman“ einen von Gott abhängigen, ihm gehorchenden. individualiſirten böſen Engel, den ſie Satan, d. h. Hinderer, Ankläger, Verleumder nannten, ihm zugleich die durch ſeinen Namen bezeichnete Rolle im himmliſchen Hofſtaate übertragend.

Dieſem Satan begegnen wir zunächſt im Prologe zum Hiob, welchen Göthe ſich zum Vorbilde für ſeinen Prolog zum „Fauſt“ gewählt. In Hiobs erſten beiden Kapiteln tritt der Satan mit den anderen Engeln vor Gott hin und beantwortet die Frage deſſelben: „Woher kommſt du?“ mit den Worten: „Von einem Streifzuge auf der Erde und einer Durchwanderung derſelben.“

„barmherzig und gnädig, langmüthig und voller Huld und Treue, „bewahrend Huld ins tauſendſte Glied, vergebend Sünde und Miſſe„that und Schuld, läßt aber nicht unbeſtraft, ahnend die Sünden der „Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geſchlecht“, natürlich, wenn dieſe, wie bereits früher geſagt, Gott haſſen. Vgl. „Väter ſollen nicht getödtet werden für Kinder und Kinder nicht für Väter. Jeder ſoll für ſein Verbrechen getödtet werden“ 5. B. Moſ. 24, 16.

Hierauf fragt ihn Gott: „Ob er wol Hiobs Frömmigkeit bemerkt?“ Da ergreift Satan die Gelegenheit, diese Frömmigkeit zu verdächtigen, als eigennützig zu schildern, und wirkt sich dann die Erlaubniß aus, den Frommen durch Unglücksfälle und körperliche Schmerzen zu versuchen, ihn in seiner Gottesfurcht wankend zu machen.

Zum zweiten Male erblicken wir ihn in einem prophetischen Gesichte des Zacharias, zur rechten Seite des Hohenpriesters Josua, der mit einem Theile der Juden aus Babylon nach Palästina zurückgekehrt war, um den eingeäscherten Gottestempel in neuer Pracht zu errichten. Satan will als Hinderer dieses gottgefälligen Werkes Josua anklagen, verleumden; aber ehe er noch den Mund öffnet, ruft ihm Gott zu: „Gott wehrt es Dir, Ankläger! es wehrt es Dir Gott, der Jerusalem erkoren.“ *)

Mit dem Ahriman hatte sich allmählich auch das ganze Gefolge desselben, die ihm untergebenen Dews mit allen parsischen Bann-, Zauber- und Beschwörungsformeln im Geiste der ungebildeten Volksmasse, der immer für derartige Auswüchse der Phantasie einen empfänglichen Boden abgibt, Raum und Geltung verschafft. Mit der Zeit drangen diese Anschauungen sogar in die Lehrhallen der palästinensischen, besonders aber der in Babylon zurückgebliebenen Juden.

---

*) Zachar. 3, 1. 2.

Nach dem Vorbilde der Parſen bevölkerte man bald Alles mit Dämonen: die Luft, Gewäſſer, die Bäume, die Gottesäcker, vorzüglich jedoch wüſte Plätze und Einöden.*) Die letzteren hielt man für die Haupttummelplätze der Schedim, d. i. der Zerſtörer oder der Gewaltthätigen, ſo nannte man bei den Juden die perſiſchen Dews. Man bildete aus ihnen ein ganzes Heer, behauptete, ſie ſeien zahlreicher als die Menſchen, umgeben denſelben wie Furchen die Weinpflanzung. Ja man ſchätzte ihre Zahl ſo hoch, glaubte ſie ſo verbreitet, daß ein Gelehrter die kühne Behauptung aufſtellen konnte: „Jeder Menſch habe tauſend Dämonen zu ſeiner Linken und zehntauſend zu ſeiner Rechten.“**)

Dem Dämonenheere ſetzte man den Teufel aller Teufel, den Satan an die Spitze,***) dem man den Namen Sammaël beilegte. Doch mit dieſem Höllenfürſten begnügte man ſich noch nicht. Der parſiſche Angromainyus oder Ahriman hatte gewiſſermaßen einen Adjutanten oder einen Vicekönig zur Seite, der nach ihm den höchſten Rang bei den Dews bekleidete. Sein Name war Aêshma d. h. der heftig glühende, begehrliche Geiſt. Aus

*) Vergl. Talmud: Peſach. 111 und 112 a, Chulin 105 a., Synh. 65 b, Berach. 3 a; Ev. Mtth. 12. 43. Luk. 11, 24 und Vendid. Farg. VI. 65 und VII 139.

**) Chalm. Ber. 6 a.

***) Vgl. Spiegel a. a. O. III., XLV.

dieſem Grunde ſchuf man auch für Sammael einen ſolchen vorzüglichen Helfershelfer, einen ſolchen Unterfürſten oder Miniſter, den man, das parſiſche Aêshma im Laute nachbildend, Eshmadaj*) nannte. Dieſen begehrlichen Geiſt kennen Sie, meine Hochverehrten, unter dem Namen Asmodi aus dem apokryphiſchen Buche Tobias, in welchem erzählt wird, er habe, in eine Menſchentochter verliebt, aus Eiferſucht ſieben Männer getödtet, die auf einander folgend, ſich dem Mädchen verlobt hatten.

Le sage hat bekanntlich dieſen Teufel in die neue europäiſche Literatur als „hinkenden Teufel," „Le diable boiteux," eingeführt nnd ihn zum Satan des Luxus, der Verſchwendung, der Hazardſpiele, der Chemie, zum Erfinder der Carouſſelle, des Tanzes, der Muſik und der neuen franzöſiſchen Moden geſtempelt.

Im Parſismus betrachtete man den kalten Norden als die Heimathſtätte der böſen Geiſter.**) Dieſer Anſchauung analog wird auch im Judaismus, nach welchem die nördliche Weltgegend von Gott abſichtlich nicht vollendet, unvollkommen geſchaffen, öde gelaſſen wurde,

*) Vgl. Windiſchmann, Zoroaſtriſche Studien, ed. Spiegel S. 142 u. 144. Nach Benfey, Monatsnamen S. 201, iſt Aêshma daêva d, Liebesteufel.

**) Spiegel (a. a. O. I. 242.) Vend. XIX. 1. Vergl. Bundeheſch C. 15. (XXXI. 10) Juſti S. 20, wo erzählt wird, wie Maſchia ein Milchopfer nach Norden hin ausgoß, wodurch die Daevas ſehr mächtig wurden.

die Mitternachtseite als die vorzüglichste Wohnstätte der beschädigenden Geister, der Schedim bezeichnet. Von hier, glaubte man, stürzen sie Unheil bringend in die übrigen Theile der Erde.*)

Nach Annahme der Parsen hat die Schlange Angromainyus „der voll Tod ist“ 28990 Krankheiten geschaffen.**) Darum faßte denn die jüdische Dämonenlehre die bösen Geister ebenfalls als Krankheit bringende Wesen auf. Die Kranken oder wenigstens gewisse Kranke betrachtete man, wie wir dies ja auch aus dem neuen Testamente erfahren, als von Teufeln Besessene, als solche, in deren Leib irgend ein Teufel gefahren war, um sie zu quälen und zu martern.

Aus dem angeführten Grunde legte man manchen Dämonen den Namen bei, den die Krankheit führte, die durch ihn hervorgebracht werde. So hieß ein Sched oder böser Geist Kardiakos***), d. h. Magenkrankheit, oder Magendruck. Andere Namen der Schedim entlehnte man von den Götzen, welche die Heiden angebetet hatten; so z. B. von dem ägyptischen Baal Fegor oder besser Baal Peor, vom Semitischen Baalsebub oder Beelzebub.

Gleich den Parsen†) kannten die Juden auch weibliche

*) S. Midr. Jalkut 913 zu Hiob 26, 7.

**) Spiegel Vend. XXII 6. 24. 39. Nach Bundehesch C. IX (XIX., 10 nur 10,000 Arten von Krankheiten.

***) Thalm. Gitin 67 b. Vergl. Synh. 101 a.

†) Vgl. Spiegel a. a. O. III, XLVII. u. XLIX. u. Thalm. Gitin 68 a.

Dämonen oder Teufelinnen, die unter der Leitung und dem Befehle der Teufelskönigin Lilith*), d. i. die Nächtliche, Nachtgespenst, standen.

Die Teufelskönigin wird in die deutsche Literatur unter dem Namen Lilis als des Teufels Großmutter eingeführt, und zwar in einem Stücke, welches den Titel trägt: „Ein schön Spiel von Fraw Jutten, welche Bahst zu Rom gewesen“ u. s. w. Dieses Stück, das in ernster Weise die Fabel von der Päpstin Johanna behandelt, wurde im Jahre 1565 zu Eisleben von Tilesius herausgegeben und, nach dessen Angabe, bereits 1480 von einem Meßgeistlichen, Namens Theodor Schernberk, in einer Reichsstadt verfaßt.**)

In Göthes Faust begegnen wir der Lilith wiederum und zwar in der Walpurgisnacht auf dem Harzgebirge, wo sie Mephistophiles dem Faust mit den Worten zeigt:

„Betrachte sie genau
„Lilith ist das . . . .
. . . . . .

*) Wird schon Jesaias 34, 14. erwähnt und oft im Thalm. und Midr. Vgl. Targum Hiob 11. 15. — Lange Haare schmücken sie: Thalm. Erubin 100b. Im Parsismus wird der vorzüglichste weibliche Daev als Dämon des Schlafs bezeichnet (Vend. XI, 28. 29. XVIII., 38), er ist von gelblicher Farbe und hat lange Hände, mit denen er den Menschen die Augen zudrückt. (Vgl. Spiegel a. a. O. III, XLIX.)

**) S. Devrients Gesch. d. deutschen Schauspielkunst, Bd. 1., S. 78 und 79.

„Adams erste Frau"

„Nimm dich in Acht vor ihren schönen Haaren,
„Vor diesem Schmuck, mit dem sie einzig prangt,
„Wenn sie damit den jungen Mann erlangt,
„So läßt sie ihn sobald nicht wieder fahren."

Die Charakterisirung der mit langem, wallenden Haare geschmückten Lilith als des Teufels Großmutter und Adams erste Frau findet ihre Begründung in einer verhältnißmäßig jungen Sage des späteren jüdischen Schriftthums. Dort wird nämlich erzählt, Gott hätte vor Evas Schöpfung aus der Rippe Adams, gleichwie den Adam, so auch die Lilith aus Erde gebildet und dem Adam als Gattin zugeführt. Sie wollte sich jedoch dem Manne nicht unterordnen, darauf pochend, daß sie mit ihm von einem und demselben Stoffe sei. Darüber geriethen die beiden Eheleute in Streit, daher entfloh Lilith ihrem Gatten, und da sie zu ihm nicht zurückkehren wollte, verurtheilte sie Gott, viele ihrer späteren Sprößlinge durch den Tod zu verlieren. Sie wurde dann die Mutter unzähliger Teufel und rächt sich für den Verlust ihrer Kinder, von denen täglich hundert sterben, dadurch, daß sie viele neugeborene Adamskinder raubt und verzehrt.*)

*) Alphabeta deben Sira, ed. Steinschneider, Berol. 1858, pag. hebr. 23.

Dieſe Sage verdankt augenſcheinlich ihre Entſtehung nur der griechiſchen Sage von Lamia, der Tochter des Belus, Geliebten des Zeus, deren Kinder Juno aus Eiferſucht getödtet hatte. Darüber wahnſinnig geworden, wandelte Lamia, nach der Meinung der Hellenen, als böſer Geiſt umher, auch anderen Mütter, ihre Kinder raubend und mordend.*)

Wie die Parſen glaubten die Juden auch an Halbteufel, an ſolche Weſen, welche von einer menſchlichen Mutter und einem teufliſchen Vater ſtammten. Ein Glaube, der im Mittelalter ſtark verbreitet war, wie dies die bekannte normanniſche Legende von Robert dem Teufel zur Genüge bekundet.

Einige ſolcher Halbteufel werden in alten jüdiſchen Schriften namhaft gemacht; ſo beiſpielsweiſe Joſeph der Teufel,**) Jonathan der Teufel.***) !

Ihr Unweſen trieben die böſen Geiſter in der Nacht; doch fürchtete der jüdiſche Volksglaube auch Morgen- und Mittagsgeſpenſter †)

Die Juden glaubten indeß nicht wie die Parſen, daß die Geiſter der Finſterniß in ewigem Kampfe mit den

---

*) Vgl. Gesenius Comm. zu Jeſ. 34, 14.

**) Thalm. Peſſachim 110a.

***) Th. Jebamoth 122a. Von einem Teufelsſohne, der bei einem die Functionen eines Dieners verſah, berichtet Thalm. Chulin 105a Vgl. Targum zum Hohenlied 4, 6.

Geiſtern des Lichtes lebten; ſondern betrachteten dieſelben nur gewiſſermaßen als große Kobolde, als Poltergeiſter, die den Menſchen bisweilen durch falſche Träume äffen,*) oder ihn bei beſonderen Anläſſen, z. B. wenn er in dunkler Nacht ohne Begleitung ausgeht oder allein in einem Zimmer ſchläft, beſchädigen.**) Doch beſchränken ſie dieſe beſchädigende Kraft der Geiſter nur auf die Mittwoch- und Sabbathabende***) und auf die Gottloſen; über die Frommen hatten ſie keine Gewalt. Ja man glaubte ſogar, daß den gottesfürchtigen Lehrern und Richtern eine gewiſſe Macht über die Dämonen eingeräumt wäre.

So wird erzählt, ein Richter habe einſt einen Dämon, der einigen Laſtträgern ein Faß mit Wein zerbrochen, zu einem, bis zu einer beſtimmten Friſt zu entrichtenden, Schadenerſatz verurtheilt. Der Verurtheilte brachte indeß die vom Richter fortgeſetzte Summe erſt nachdem die Zahlungszeit ſchon verſtrichen war und entſchuldigte ſeine Verſpätung mit den Worten: „Ich habe mir früher das Geld nicht verſchaffen können, weil es mir nicht geſtattet iſt, von allem Eingebundenen, Abgemeſſenen und Abgezählten Etwas hinweg zu nehmen.†)“ Aus dieſer Er-

*) Thalm. Berach. 55b.

**) Berach. 43b und Sabbath 151b.

***) Peſſachim 111b.

†) Thalm. Chulin 105b.

zählung geht gleichzeitig hervor, daß man damals nicht wie im späteren Mittelalter glaubte, es ständen den Dämonen Schätze zur Verfügung, die sie nach Belieben den Menschen einhändigen könnten.

Aus einem später einleuchtenden Grunde muß ich hier noch betonen, daß der jüdischen Dämonologie zufolge, die Körper der Teufel keinen Schatten oder höchstens nur einen sehr schwachen Schatten werfen.*) Diese Ansicht dürfte durch den Glauben entstanden sein, daß die Dämonen aus einem feineren, durchsichtigeren Stoff gebildet seien, als die Menschen; die Sonnenstrahlen können demnach durch den Teufelskörper eher, als durch den Menschenkörper dringen, so daß der Raum nicht verdunkelt wird, auf welchem der Dämon sich befindet.

Von einer Ungeheuerlichkeit der Satansgestalten, von einer abschreckenden Häßlichkeit derselben, von Teufelsfratzen, wie sie die Phantasie des Mittelalters gebildet, erfahren wir nichts. Es wird im Gegentheil berichtet: „In drei Dingen gleichen die Dämonen den Engeln und in dreien den Menschen. Sie haben Flügel wie die Engel, sie schweben wie sie von einem Ende der Welt zum anderen, und wissen gleich ihnen die Zukunft, d. h. sie hören gleich den Engeln von den Ereignissen der

*) Thalm. Gitin 66a.

kommenden Zeiten, hinter dem Vorhang, der Gott von allen anderen Geistern trennt. Den Menschen aber sind sie darin ähnlich, daß sie essen und trinken wie sie, entstehen wie sie, und sterben gleich ihnen.*)" Daß sie indeß gleich dem griechischen Meerdämon Proteus verschiedene Gestalten anzunehmen, nach Belieben sich zu verwandeln vermögen, lehrt die Erzählung, daß einst einem frommen Gelehrten ein Dämon in der Gestalt eines Drachen mit sieben Köpfen erschienen sei, von denen jedoch bei jeder Verbeugung, die der Gelehrte im Gebete machte, je ein Kopf abfiel.**)

Ob der Teufelskönig Sammael in seiner äußeren Erscheinung irgend einen Vorzug vor den übrigen Dämonen habe, dessen geschieht nirgends Erwähnung. Es wird von ihm nur erzählt, er sei mit Eva zugleich von Gott geschaffen worden***) und ein großer Himmelsfürst†) gewesen. Während die untergeordneten Engel nur vier, und die Seraphim nur sechs Flügel hätten, sei er mit zwölf versehen gewesen. „Er nahm, so heißt es weiter, seine Anhänger mit sich, stieg zur Erde nieder, und erwählte sich die Schlange, die er als das schlaueste und böswilligste Geschöpf erkannte, und die damals wie ein

*) Thalm. Chagiga 16a.

**) Thalm. Kiduschin 29b. Vgl. Thalm. Joma 75a.: „Wie ein Sched auf mannichfache Arten sich zu verwandeln vermag, so u. s. w.

***) Midr. Jalkut. §. 23.

†) Pirke Rabbi Elieser §. 13.

Kameel gestaltet war, bestieg sie und ritt auf ihr."*) Eine andere Notiz über den Satansfürsten lautet: „Zur Zeit da Gott den Sammael aus seiner heiligen Stellung riß, ihn vom Himmel stürzte, erfaßte dieser die Fittige Michaels und wollte ihn mit sich reißen";**) der Herr jedoch vereitelte seine Absicht.

Diese Mittheilungen erinnern an die Worte in der Offenbarung Johannis: „Und es erhob sich ein Streit im Himmel. Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen und der Drache stritt und seine Engel; und sie siegten nicht und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden im Himmel. Und es ward ausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die heißt Teufel, und der Satan, der die ganze Welt verführt, ward geworfen auf die Erde und seine Engel wurden mit ihm geworfen."***)

Auf Erden sind ihm aber nach der jüdischen Dämonologie vorzüglich drei Functionen übertragen.

Er versieht hier:

I. Das Amt eines Verführers;

II. tritt er vor Gott als verleumderischer Ankläger, und endlich hält er

III. als Todesengel eine beständige Ernte auf dem Felde des Lebens, zerstört das physische Dasein.

*) Pirke Rabbi Elieser a. a. O.
**) Midr. Jalkut §. 68.
***) Johan. 12, 7—9.

Mit Rückſicht auf dieſe drei Verwaltungskreiſe wird von ihm berichtet: „Er ſteigt herab, um zu verführen, ſteigt hinauf, um anzuklagen, und ermächtigt ſich dort des Menſchen Seele zu holen," oder „Satan, die böſe Begierde und der Todesengel ſind ein und daſſelbe."*)

Wie von Angromaynius ausgeſagt wird, er ſei „voll Tod,"**) ſo wird von Sammael als Todesengel behauptet, er ſei „voller Augen."***) Eine Vorſtellung, die durch die Wahrnehmung hervorgerufen wurde, daß den Blicken des Todes Nichts entgeht, alles Sterbliche ihm verfällt. Doch mit dieſer Vorſtellung zeigte ſich die in Erfindung des Ungeheuerlichen unerſchöpfliche Einbildungskraft des Menſchen noch nicht befriedigt; ſie malte auch mit grellen Farben ſeine Stellung in dem Momente aus, da er dem Menſchen den Lebensodem raubt.

„Wenn Jemand ſterben ſoll," heißt es," ſtellt ſich der Satan zu Häupten ſeines Lagers, in der Hand ein gezücktes Schwert haltend, an deſſen Spitze ein Gifttropfen hängt. Wie der Sterbende ihn erblickt, erſchrickt er, ſeine Glieder beben und er öffnet ſeinen Mund. Raſch wirft nun der Todesengel den Tropfen Gift in denſelben — und alsbald verſcheidet der Menſch." †)

Der Rolle eines Verſuchers hat es der Teufel zu

*) Thalm. Baba Bathra 16 a.
**) Vendid. Farg. I. häufig u. a. v. a. O.
***) Thalm. Aboda Sarah 20 b.
†) Daſ.

verdanken, daß man später die Schlange des Paradieſes mit ihm identificirte, und den Brudermord Kains als Frucht ſeiner Ueberredung betrachtete.

So wird er im 2. Kap. des apokryphiſchen Buches der Weisheit und im 2. Corinther Briefe als der Verführer Evas, und im Evangelium Johannis mit Bezug auf Abels Ermordung, „ein Mörder*) von Anfang an und als Vater aller Lügen“ charakteriſirt. Die letzte Benennung ſoll wahrſcheinlich auch eine Anſpielung auf Satans verleumderiſche Anklagen enthalten.

Das neue Teſtament, das uns viele bunte Bilder aus dem Geiſtesleben der Juden zur Zeit Chriſti vors Auge führt, läßt uns überhaupt auch einen tiefen Blick in den damaligen Dämonenglauben und in Satans Verwaltungskreis thun.

Als Verſucher ſehen wir ihn da Chriſtus alle Herrlichkeiten der Welt anbieten, im Gleichniſſe vom Säemann als den auftreten, der das Wort Gottes aus dem Herzen des Leichtfertigen hinwegnimmt, und im Gleichniß vom Unkraut des Ackers als den Feind, welcher Unkraut unter den Waizen des Gottesreiches ſtreut.

Wie der Lehre des neuen Teſtamentes zufolge, der Satan durch Chriſtus zu Grunde gehen und am Ende der Tage völlig vernichtet werden ſoll, ſo lehrt auch die

*) Vgl. Lückes Commentar zu Johann. 8. 44., Bd. 2, S. 291. ff.

jüdiſche Dämonologie in Uebereinſtimmung mit dem Parſismus, daß einſt durch das Licht des Meſſias, des Erlöſers, Satans Herrſchaft getilgt, er ſelbſt geſtürzt, ja ganz und gar aufgerieben werden ſoll.

Ein Rückblick auf die ſataniſchen Verrichtungen Sammaels belehrt uns, meine Hochverehrten, daß er durch die Verführung, durch die Begierde, die er in der Bruſt des Menſchen weckt, durch die Leidenſchaft, die er darin entzündet, das Auge der menſchlichen Vernunft blendet, des Menſchen reine und klare Anſchauung trübt. Und trachtet er nicht durch die verleumderiſchen Anklagen gegen den Menſchen auch das Auge Gottes zu blenden, ſeine Anſicht zu trüben? — Was er aber als Verführer und Ankläger nur mit zweifelhaftem Erfolge verſucht, das vollführt er ſicher als Todesengel: er blendet des Menſchen leibliches Auge; er ſchließt es ihm für immer.

Dieſen drei Functionen entſpricht nun auch ſein Name, der der chaldäiſchen Sprache entnommen iſt. „Samma“ heißt hier nämlich „er macht blind, er blendet,“ und „El“ im Hebräiſchen mächtig, Sammael bedeutet demnach nichts Anderes, als der mächtige Blender oder Verblender, d. i. der Satan, der Verführer, der Ankläger, der Todesengel.

Vom Boden des Juden- und Chriſtenthums wurde die Satansidee auch auf den des Islam verpflanzt. Mu-

hamed hat bekanntlich die Bausteine zu seinem Religionssystem aus jüdischen und christlichen Dogmen zusammengeholt und die Sagen und Legenden beider Religionen als Ornamente für sein Gebäude verwandt, sie mittels seiner grotesken Phantasie eigenthümlich gestaltend. So erzählt Muhamed im Koran, Gott habe den Engeln befohlen, vor Adam niederzufallen und ihn anzubeten. Sie gehorchten mit Ausnahme Satans, der die Verehrung verweigerte, weil er aus Feuer, Adam aber nur aus Thon gebildet sei und daher ihm nachstehe. Gott habe hierauf den Teufel seines Uebermuthes wegen hinausgejagt. Aus Rache habe dann Satan das erste Menschenpaar verführt.*)

Anmerken muß ich hier, daß der Teufel im Koran sowol „Schaitan", Satan, als auch Iblis genannt wird; der zuletzt angeführte Name dürfte indeß nur eine Corruptel aus dem griechischen Worte „diabolos"**) sein. Die Araber mochten dieses Wort nur ihrem Gehöre nach und so Iblis für diabolos gebildet haben. Unter „diabolos", das Verleumder, Angeber bedeutet, wurde aber erst später, als die Griechen durch die Juden die Satansidee kennen gelernt hatten, der Teufel verstanden.

---

*) Koran Sure 7, V. 10 ff, 15, 28 ff., u. n. a. m. O.

**) Vgl. Was hat Muhammed vom Judenthum aufgenommen von Dr. A. Geiger, S. 100.

Denn die alten Griechen und ebenso die Römer kannten den Teufel nicht und bedurften seiner auch nicht.

Ihre Götter glichen den Menschen, trugen wie diese Begierden und Leidenschaften, also den Teufel in der eigenen Brust, wie konnten und sollten sie demnach einen besonderen Teufel, einen Satan als Gegensatz zu den unsterblichen Olympiern bilden? — Wol hatten sie Dämonen, aber ihre „daimones“ dachten sie sich als unsichtbare Wesen, welche die Menschen zu veredeln und zu beschützen strebten. Plato bezeichnet sie gleichsam als zum Schutze lebender Wesen bestimmte Hirten, und Sokrates glaubte sogar unter dem besonderen Einflusse eines solchen „daimon“ zu stehen, der ihn von den ersten Jahren seines Lebens an geleitet, und stets von unrechten Handlungen abgehalten habe.

Ueber den Ursprung des aus dem griechischen diabolos entstandenen muhamedanischen Iblis wird von den arabischen Encyclopädisten des 10. Jahrhunderts, den Ichwan — oos — suffa, den Brüdern der Reinheit, folgender Mythus erzählt.*)

„Anfangs wurde die Erde ein Weltjahr hindurch, d. i. 50,000 Erdenjahre lang, von den Dschins, d. i. den Genien, bewohnt. Als diese jedoch Unheil auf Erden stifteten, wurden beim Beginn eines neuen Weltjahres

*) Arab. Original Calcutta 1812, pag. 67 ff.

Engel niedergesandt, um die Erde zu bewohnen. Diese vertrieben die Genien bis ans Ende der Welt und machten viele von ihnen zu Gefangenen. Unter den letzteren befand sich auch Iblis, der damals noch ein unverständiger Knabe war. Er wuchs unter den Engeln auf, die ihn in allen Wissenschaften unterrichteten, so daß er ihnen allmählich selbst in seiner äußeren Erscheinung ähnlich wurde, obgleich seine ursprüngliche Natur und seine Substanz anderer Art, als die der Engel waren. Mit der Zeit wurde er das Oberhaupt der Engel, die seinen Befehlen Gehorsam leisteten. Nach abermaligem Verlauf eines Weltjahres schuf jedoch Gott Adam und Eva, den Engeln befehlend, wieder in den Himmel zurückzukehren, vorher jedoch dem Adam ihre Huldigung darzubringen. Als sie mit Ausnahme des stolzen und hochmüthigen Iblis das letztere gethan, führten sie auf Gottes Anordnung das Menschenpaar in das Paradies, wo sie sich Adams Befehlen unterwarfen. Der neidische und gehässige Iblis trat jedoch in der Gestalt eines freundlichen Rathgebers zu Adam und Eva, und verleitete sie zum Genusse der verbotenen Frucht, worauf dieselben aus dem Paradiese vertrieben wurden. Als später Kain den Abel gemordet, glaubten die Adamskinder, daß dies auch auf Anstiften der Dschins geschehen, daher verfolgten sie dieselben durch Beschwörungen und Zaubersprüche, durch Zauberkreise und Bannung in Flaschen."

Ein ſolcher Glaube an Beſchwörungen, Zauberſprüche und Zauberkreiſe, mittels deren die Dämonen verfolgt, dem Menſchen dienſtbar gemacht werden könnten, iſt übrigens uralt, und ſtand im Mittelalter bei allen Völkern in höchſter Blüthe.

Die Kenntniß der Zauberſprüche und Bannformeln und die Kunſt ſie zu verwerthen, nannte man die ſchwarze Magie oder die ſchwarze Kunſt. Von vielen durch Geiſt und Wiſſenſchaft hervorragenden Männern behauptete der Volksglaube, daß ſie im Beſitze dieſer Kunſt ſich befänden, ſie ausübten, und ſie nur dadurch erlangt hätten, daß ſie mit dem Teufel ein Bündniß geſchloſſen, ihm ihre Seele verſchrieben hätten. Als ſolche Verbündete des Teufels bezeichnete die umherfliegende Sage Albert den Großen, Michael Scotus u. a. n., ja ſogar Papſt Sylveſter II., der als Gelehrter ſeinen Familiennamen Gerbert führte, und als ſolcher einen ausgezeichneten Ruf erlangte.

Schon in der erſten Hälfte des 6. Jahrhunderts ſoll Theophylus, Stellvertreter des Biſchofs zu Adana in Cilicien, mit Hilfe eines als Zauberer im Rufe ſtehenden Juden, Chriſtus abſchwörend, einen ſolchen Pact mit dem Teufel geſchloſſen haben. Von Reue gequält, betete er denn 40 Tage und 40 Nächte zur Mutter Gottes. Durch ihre Vermittelung verzeiht ihm dann Chriſtus; die von

ihm dem Teufel ausgestellte Urkunde wird ihm zurückgegeben, und 3 Tage später stirbt er eines seligen Todes.

Noch höher hinauf in die Zeit ragt die Legende von dem zu Ende des 2. Jahrhunderts oder Anfange des 3. Jahrhunderts lebenden Heiden Cyprianus von Antiochia; sie ist bereits einem kirchlichen Schriftsteller des 4. Jahrhunderts, Gregorius Nazianz, Patriarchen von Constantinopel, bekannt. Cyprian erzählt, er habe den Teufel mit eigenen Augen gesehen, umarmt, gesprochen, und von ihm eine Schaar Dämonen erhalten, die ihm gehorchen mußte. Durch ein öffentliches Sündenbekenntniß und den Eintritt in die christliche Kirche löste er später das teuflische Bündniß und starb bald darauf den Tod des Märtyrers.

Der Glaube an solche Bündnisse, wie an Beschwörungen des Teufels scheint überhaupt zuerst auf christlich kirchlichem Boden entstanden, oder mindestens von den Geistlichen gehegt und gepflegt worden zu sein. Die Kirchenväter des 2. Jahrhunderts bezeichnen schon den Teufel als den Affen Gottes, bestrebt das Göttliche in verzerrender Weise nachzuahmen. Nun aber kannte man einen alten und einen neuen Bund Gottes mit den Menschen und aus Jesus Versuchungsgeschichte die Worte des Satans: „Dies Alles will ich Dir geben, so du niederfällst und mich anbetest," war demnach der Gedanke nicht natürlich, oder leicht zu fassen, daß auch der Teufel einen

Bund mit den Menſchen zu ſchließen, ſie durch Verſprechungen und Vergünſtigungen aller Art für ſeinen Dienſt zu gewinnen ſuche? — Uebrigens hielt man für die Schließung eines Pactes mit dem Teufel durchaus nicht für nothwendig, daß man ihm die Seele verſchreibe; den oben angeführten Worten aus der Verſuchungsgeſchichte analog, reichte zu dieſem Zwecke eine dem Satan dargebrachte Huldigung, die Anbetnng deſſelben vollſtändig aus. Die römiſche Kirche bezeichnete daher im Mittelalter alle ſogenannten Ketzer für Anhänger oder Anbeter des Teufels, für ſolche, die mit ihm einen Bund geſchloſſen haben.

Zur Verbreitung des Glaubens an den Teufel, wie an Zauberei, dämoniſche Beſchwörungen und dienſtbare hölliſche Geiſter trugen übrigens bei den Deutſchen im Mittelalter nicht wenig die ſogenannten fahrenden Schüler bei. Dieſe, meiſtentheils verdorbene, liederliche Studenten, zogen, auf die Leichtgläubigkeit des Volkes ſpeculirend, als Geiſterſeher, Wahrſager, Schatzgräber und Zauberer im Lande umher nnd übten unter dieſem Deckmantel die größten Betrügereien aus.

Meiſt erzählten ſie, ſie kämen von dem durch die Sage vom Tannhäuſer bekannten Venusberg bei Eiſenach, wo ſie die Magie erlernt hätten. Auf dieſem Berge, glaubte man allgemein, befinde ſich ein „Stein der Unſichtbaren“; wer denſelben betrete, werde unſichtbar und in

einen Saal verſetzt, in welchem der Teufel in höchſt eigener Perſon auf dem Katheder als gelehrter Profeſſor Medicin, Jurisprudenz und Theologie docire.

Eine ähnliche Sage vom Satan verbreitete ſich im Mittelalter auch in Spanien; jedoch mit dem Zuſatze, daß dort der Teufel um ſein Collegiumshonorar geprellt wurde.

Die Sage lautet: „Als vor langen Jahren der Teufel einſtmals in ſichtbarer Geſtalt als Magiſter oder Privatdocent auf der hohen Schule zu Salamanka in Spanien, in einem unterirdiſchen Gewölbe eines dortigen Univerſitätsgebäudes öffentlich die ſchwarze Kunſt lehrte, bedang er ſich beim Schluſſe ſeiner Vorleſungen anſtatt des Honorariums unverhoffter Weiſe die Seele des durchs Loos zuletzt aus dem Collegium tretenden Zuhörers aus. Die unglückliche Nummer traf einen jungen Grafen von Almeida, der aber durch ſonderbare Liſt den Klauen des furchtbaren Lehrers entging. Der ernſte Meiſter lauerte an der Thüre auf ſeinen Raub. Der Graf ſchritt ſeinem Schickſal getroſt entgegen.. Auf der oberſten Stufe brüllte ihn der Mordgeiſt an: „Halt Geſell, daß ich dir das Genick breche!“ Es war gerade in der Mittagsſtunde, da der Haufe der ſauberen Studenten auseinanderging, und die Sonne ſtand dem Eingange des Gewölbes gerade gegenüber. „Was willſt Du?“ antwortete der Graf ganz ruhig, „ich bin nicht der Letzte, halte Dich an dem, der mir folgt“ und zeigte dabei mit

der Hand auf seinen eigenen Schatten. Augenblicklich verschwand der Satan und ließ den verschmitzten Studenten frei ausgehen, dessen Körper aber nachher im Sonnenschein nie wieder einen Schatten warf.*)"

Das Ende dieser Sage, die Ihnen, meine Hochverehrten, gewiß bereits durch Körners Gedicht, „der Teufel in Salamanka" bekannt ist, führt auf die Vermuthung, daß sie in Verbindung stehe mit der vorhin besonders hervorgehobenen Ansicht des Orient, der zufolge die Körper der Teufel keinen Schatten oder mindestens nur einen sehr schwachen Schatten werfen. In Spanien mochte diese Ansicht durch die Mauren oder Juden ins Volk gedrungen und daher ein Mensch ohne Schatten als teufliches Wesen, als ein Dämon betrachtet worden sein. Vielleicht hat auch Chamisso aus der angeführten Legende den ersten Gedanken zu seinem berühmten Peter Schlemihl geschöpft, der dem Teufel seinen Schatten verkauft, und da er sich, seiner Schattenlosigkeit wegen, von aller Welt geflohen sieht, sich mit seinen sieben Meilen Stiefeln in die Einsamkeit der Natur zurückzieht.

Wie mächtig aber der Teufelsglaube noch auf der Grenzscheide der mittelalterlichen Geschichtsepoche selbst in hellen Köpfen wurzelte, lehrt zur Genüge das Tintenfaß, welches Luther auf der Wartburg dem Satan nach-

*) Musäus, Strauofedern, Bd. 1, Nr. IV, S. 228.

geworfen haben soll. Die Volksanschauungen jener Zeit, wie des Mittelalters, über die Bündnisse des Menschen mit dem Satan treten uns indessen vollständig verkörpert, gleichsam zu Fleisch und Blut geworden, in der Faustsage entgegen. Faust wird da durch sein hochmüthiges Streben nach unbegrenzter Erkenntniß zu einem Bunde mit dem Teufel verleitet; mit der Hilfe des Satans verrichtet er Wunder und fröhnt allen Lastern bis endlich sein Leib unter Martern dahinstirbt und seine Seele zur Hölle fährt.

In dieser Sage übt gewissermaßen die Volksjustiz ihr Recht. Faust will durch sein Wissen das dem menschlichen Geiste gesetzte Ziel überschreiten, wendet Zaubermittel an, um seine Sinnenlust zu befriedigen, er sündigt mit Leib und Seele — darum wird er denn auch vom Volke an Leib und Seele bestraft, werden beide vom Teufel geholt. Freundlicher, milder gestaltet sich jedoch Fausts Ende in Göthes dramatischer Bearbeitung dieser Sage. Göthe faßt Faust von einem höheren Standpunkte auf, so daß dann der Teufel gleichsam um seinen Lohn betrogen erscheint. Diesen Teufel führt der große Dichter im Prologe zum Faust ganz nach dem Hiobschen, als einen von Gott abhängigen Geist, ja sogar als ein nothwendiges Element im Universum ein; ihn zwar als schadenfrohen Schalk bezeichnend, aber doch als einen solchen, ohne den das menschliche Leben seine Bestimmung

verlieren würde, also als ein unentbehrliches Glied im Weltganzen.

So läßt Göthe den Herrn selbst sprechen:

„Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
„Er liebt sich bald die unbedingte Ruh'!
„Drum geb' ich ihm gern den Gesellen zu,
„Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen."

Diese Worte erinnern unwillkürlich an eine morgenländische Parabel mit ähnlicher sinniger Pointe: „Einst," heißt es, „beklagten sich die Menschen, daß Gott den Satan geschaffen, der so große Verheerungen in der Welt anrichtet, so mannichfaches Verderben stiftet. Hierauf lieferte ihnen Gott den Teufel mit der Ermächtigung aus, mit ihm nach Belieben zu schalten und zu walten. Sie wollten ihn nun tödten, ein Prophet hielt sie jedoch hiervon mit den Worten ab: „Wenn ihr ihn tödtet, so geht die Welt zu Grunde." Auf seinen Rath legten sie ihn daher nur in einen bleiernen Kessel, verschlossen die Oeffnung und belasteten die Mündung mit schweren Gewichten. Drei Tage hielten sie ihn so gefangen und siehe, kein Arbeiter ging an sein Werk, die Felder wurden nicht bebaut, aller Verkehr stockte, Mensch und Thier gaben sich einer vollständigen Ruhe hin. Da befreiten sie den Satan aus seinem engen Gewahrsam und ließen ihn laufen. Kaum aber war er in Freiheit gesetzt, als

auch schon das geschäftige Leben wieder zu pulsiren anfing.“*)

Göthe nennt seinen Teufel Mephistopheles; in der Faustsage bezeichnet er sich selbst jedoch dem Faust gegenüber als Mephostophiles. Dieser ältesten Namensform ähnlich finden wir auch bei Shakespeare Mephostophilus.**) Was dieser Name eigentlich bedeute, läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit angeben; am meisten empfiehlt sich wol die Erklärung, daß dies ein von einem halbgelehrten Gaukler in arger Weise gebildetes griechisches Wort sei, das Mephotophiles lauten sollte. Der Name wäre dann zusammengesetzt aus „mē“ nicht, „photo“ von „phōs“ Licht, und „philes“ liebend, also Mephotophiles, „der nicht das Licht Liebende,“ der Geist der Finsterniß.

In seiner äußeren Erscheinung stellt sich Mephistopheles der Inhaberin der Hexenküche als einen „Cavalier wie andere Cavaliere“ vor; denn

„Auch die Cultur, die alle Welt beleckt,
„Hat auf den Teufel sich erstreckt;
„Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen,
„Wo siehst Du Hörner, Schweif und Klauen?“

Im Mittelalter wurde Satan als Vertreter des Bösen

*) Thalmud Joma 69 b.

**) Die lustigen Weiber von Windsor I, 1.

oder der Sünde in ihren verderblichen Folgen als Ausbund der Häßlichkeit, als Inbegriff alles Abscheulichen dargestellt. Da man dem christlichen Dogma zufolge die Natur als einen Abfall von Gott faßte und den Teufel ebenfalls als einen von Gott abgefallenen Engel betrachtete, verlieh man ihm vorzüglich die Gestalt Pans, des großen Naturgottes der Griechen; ließ ihn aber hinken, wahrscheinlich weil man annahm, der Satan habe durch seinen Sturz vom Himmel auf die Erde mindestens an einem seiner Beine Schaden nehmen müssen.

Doch nicht nur im finsteren Mittelalter, sondern selbst in den darauffolgenden, lichtvolleren Jahrhunderten war der Glaube an Bündnisse mit dem Teufel so stark im Volke verbreitet, daß es nichts Widerwärtiges oder Außergewöhnliches gab, worin man nicht den Einfluß des Satan gewittert, das man nicht einer teuflischen Macht zugeschrieben hätte. Was Mephistopheles vom Menschen aussagt, das konnte man damals kühn von ihm selbst behaupten: „In jeden Quark begräbt er seine Nase;" denn überall hatte der Teufel seine Hand im Spiele. Hiervon legen die zahllosen, greuelvollen Hexenprozesse ein trauriges Zeugniß ab, die in Folge des Teufels-, Zauber- und Hexenglaubens und gestützt auf die im Jahre 1484 gegebene Bulle des Papstes Innocenz VIII. in ganz Europa geführt wurden. Durch die gräßlichsten Martern preßte man den, des Bündnisses mit dem Satan, An-

geklagten das Geständniß der ungeheuerlichsten Teufeleien ab, und ließ dann ohne Erbarmen die Unglücklichen, darunter selbst unschuldige Kinder, auf dem Scheiterhaufen die angeblich der Hölle verfallene Seele aushauchen.

Die durch jene päpstliche Bulle hervorgerufene, im Jahre 1549 erschienene Schrift Sprengers „malleus maleficarum“, der Hexenhammer, welche alle Anklagen von Satansbündnissen zu begründen, und die letzteren auf die heilige Schrift zurückzuführen suchte, wurde von Theologen und Juristen gleichsam als eine zweite Bibel verehrt.

Vergebens erhoben sich gegen die verübten Grausamkeiten selbst Mitglieder des Jesuitenordens. Der Hauch ihres Mundes, ihr Wort, war zu schwach, um die mächtigen Flammen der Scheiterhaufen zu verlöschen. Noch im Jahre 1687 wurden auf Anordnung des Bischofs von Salzburg 97 Personen in einem Hexenbrande gemordet; ja noch im Jahre 1749 wurde in Würzburg als letzte Hexe im deutschen Reiche die 70jährige Nonne Marie Renata Sänger verbrannt, und in Glarus fand selbst noch 1783 eine Hexenhinrichtung statt.

In dem oben erwähnten Hexenhammer wird unter Anderem auch behauptet, daß manche Schützen vom Teufel, mit dem sie ein Bündniß schließen, Zauberpfeile empfangen, die ihres Zieles nie verfehlen. Als einen solchen sagi-

tarius, Zauberpfeilbesitzer, bezeichnet Sprenger merkwürdiger Weise auch den Schweizerhelden Wilhelm Tell.

Ebenso glaubte man noch zur Zeit des 30jährigen Krieges, daß man mit Hilfe des Teufels im Stande sei, Kugeln zu gießen, die das gesteckte Ziel sicher treffen. Solche Kugeln nannte man „Freikugeln," weil man sie mit freier Hand, d. h. ohne zu zielen, ja selbst ohne den erkorenen Gegenstand nur zu erblicken, sogar in meilenweiter Ferne, abschießen und sicher sein konnte, daß sie nicht vergebens das Rohr verlassen. Einen solchen aus freier Hand, d. h. eine Freikugel abfeuernden Schützen nannte man einen „Freischütz."

Den satanischen Freikugeln stellte man an Kraft silberne, namentlich aus geweihten Marienthalern gegossene Kugeln gleich. So verbreitete sich bekanntlich ein Gerücht, das allgemeinen Glauben fand, daß der Schwedenkönig Gustav Adolph und der Kurfürst Moritz von Sachsen nicht nur durch Verrath, sondern auch durch silberne Kugeln ihr Leben in der Schlacht verloren hätten.

Der Glaube an Freikugeln scheint jedoch noch im siebenjährigen Kriege im Volke gewurzelt zu haben. Apels Freischütz spielt wenigstens am Ende dieses Krieges. Friedrich Kind hat jedoch die Handlung der Oper ans Ende des 30jährigen Krieges verlegt, denn die Zeit des philosophischen Preußenkönigs, des großen Friedrich schien ihm, nicht ganz mit Unrecht, zu aufgeklärt, und

darum zu unnatürlich für einen solchen Aberglauben, obgleich auch diese Epoche nicht frei von Aberglauben war.

Außer dieser und mancher weiteren Aenderung hat der Verfasser des Operntextes aus Gründen der poetischen Gerechtigkeit auch noch das tragische Ende der Sage umgestaltet.

In der Sage nämlich stürzt Käthchen, — so heißt dort die Braut des Freischützen, der den Namen Wilhelm führt, — von des Bräutigams Freikugel getroffen, todt zu Boden, während der teufliſche Stelzfuß neben ihr steht und dem Schützen hohnlachend und grinsend entgegen ruft: „60 treffen, 3 äffen.“ Mutter und Vater folgen bald, vom Schmerze hingerafft, der geliebten Tochter ins Grab; der vom Teufel getäuschte Bräutigam aber beschließt im Irrenhaus sein Leben.

Wie wenig würde aber ein solcher Schluß auf der Bühne befriedigen, wo die göttliche Gerechtigkeit dem Zuschauer vors Auge treten, der Tugend Blumenkränze geflochten und dem Laster die Dornenkrone aufs Haupt gesetzt werden soll? Mit welcher Seelenverstimmung würden die Zuschauer den Vorhang fallen sehen und das Haus verlassen?

Mit richtigem Takte hat daher Fr. Kind Agathen durch die geweiheten Rosen beschützen, den sonst frommen, nur durch seine Liebe momentan irregeleiteten Max mit einer leichten Buße davon kommen, und durch

Samiels äffende Kugel die Bruſt des laſterhaften Kaspar durchbohren laſſen, der den Pact mit dem Teufel geſchloſſen.

Noch bleibt zu bemerken, daß Samiel nicht etwa als beſonderer teufliſcher Jäger in der Phantaſie des Volkes lebte; ſondern daß ihn nur Fr. Kind als hölliſchen Jagdgeſellen zeichnete, weil es ihm geeigneter ſcheinen mußte, den Satan, der ſich ja nach Belieben metamorphoſiren kann, eine Geſtalt annehmen zu laſſen, die mit der Handlung ſelbſt im Einklange ſtand.

Durch dieſe Beleuchtung Samiels, durch die Darſtellung des Dämoniſchen in all ſeinen Entwickelungsphaſen habe ich Ihre Augen, meine Hochverehrten, allerdings auf eine Nachtſeite des menſchlichen Geiſtes gelenkt; dieſe Nachtſeite wird jedoch einigermaßen erhellt, freundlicher geſtaltet durch die pſychiſchen Motive, die den Menſchengeiſt zu dieſer Gedankenthätigkeit angeregt haben.

Der Menſch bemerkte nämlich in der ſinnlich wahrnehmbaren Natur eine gewiſſe Ordnung, ein regelmäßiges Aufſteigen der Weſen vom empfindungsloſen Metalle bis hinauf zum denkenden Menſchen. Nirgends nahm er einen gewaltſamen Sprung, überall ſanfte, vermittelnde Uebergänge wahr. Wie ſollte er da nicht das Reich des Unſichtbaren analog geſtalten? wie nicht die große Kluft zwiſchen ſich, dem unvollkommenen, beſchränkten Menſchen,

und dem vollkommenen, allmächtigen Gotte auszufüllen ſuchen? —

Die Exiſtenz von Engeln, von reinen, lauteren Weſen, reichte ihm dafür nicht aus, der Abſtand ihrer Natur von der ſeinigen ſchien ihm zu groß, der Uebergang zu ihnen unvermittelt.

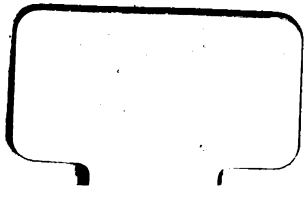
Die Schöpfung einer dämoniſchen Geiſterwelt war ihm demnach Bedürfniß; Geſchöpfe höher organiſirt als die Menſchen, niedriger als die Engel, d. h. wie wir vorhin bemerkt, halb den Menſchen, halb den Engeln ähnlich, ſchienen ihm ein nothwendiges Glied in der großen Kette der Weſen, ein Glied, das ihn in Verbindung bringe mit ſeinem Gotte.

Hierzu kam noch, daß der Menſch das Böſe wol vom Menſchen üben ſah, aber zu menſchlich fühlte, von der Göttlichkeit ſeiner eigenen Natur zu ſehr durchdrungen war, um annehmen zu können, des Menſchen Herz ſei die Geburtsſtätte, ſein Geiſt der Boden, auf dem eine ſolche Giftpflanze entſtehen, ſich entwickeln könnte. — Was Wunder, wenn er auf den Gedanken gerieth, daß das Böſe in einem Geiſte der Finſterniß geboren, von Außen in des Menſchen Bruſt als giftiges Saatkorn geſchleudert werde, von einem Dämon, deſſen Geſchäft es ſei, das Böſe zu erſinnen und auszuſpinnen, um es als Netz über den Menſchen zu werfen, um ihn zu verſuchen, zu verführen, zu verderben?

Und zeugt nicht außerdem dieses Sinnen und Denken, dieses Speculiren des Menschen, selbst wenn es auf irrige Bahnen führt, für den göttlichen Ursprung seiner Seele, für eine himmlische Heimat, der sie entflossen? Er fühlt sich unbefriedigt in der sinnlichen Welt, er sehnt sich nach einem Höheren, Unbekannten, möchte den Schlüssel für das Räthsel des Lebens finden; er trägt in seiner Brust die Ahnung eines höheren Seins, möchte das Geheimnißvolle erspähen, den verhüllenden Schleier zerreißen. Wer diesen Durst stillen, diese Sehnsucht befriedigen könnte! Mit Faust müssen wir ausrufen:

„Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
„Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
„Doch ist es jedem eingeboren,
„Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
„Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
„Ihr schmetternd Lied die Lerche singt.
„Wenn über schroffen Fichtenhöhen
„Der Adler ausgebreitet schwebt,
„Und über Flächen, über Seen
„Der Kranich nach der Heimat strebt."

Inhaltsverzeichniß.

	Seite.
I. Eros und Psyche, 1866	3— 40
II. Der Traum, 1867.	43— 86
III. Samiel und die Teufelsidee in der Geſchichte, 1868.	89—139

Druck von Chr. Fr. Will in Darmſtadt.